

BUCH I

„Wer lange Räuber war, soll nun Ritter werden. Wer gegen Brüder und Verwandte kämpfte, soll fortan auf gerechte Weise gegen die Barbaren kämpfen. Wer bisher für wenig Lohn als Söldner diente, soll seinen Lohn in der Ewigkeit finden.“

Papst Urban II
(*1042 – †1099)

Aufruf zum Kreuzzug auf dem Konzil von Clermont (1095),
berichtet von Fulcher von Chartres (*1059 - †1127)

„Das Schicksal zerbricht uns, als seien wir Glas, und die Scherben finden niemals wieder zusammen.“

Abu al-Ala' al-Ma'arri
Syrischer Poet (*973 – †1057)

Castel Rocafort

*Las Corbieras,
ANNO DOMINI 1131*

Es waren die Gänse, die zuerst Alarm schlugen.

Ich trat an eines der Turmfenster. Eigentlich nur eine schmale Öffnung in den rauhen Quadern des alten Turms. Von hier oben überblickt man unser Dorf und dahinter das sich nach Osten zu leicht absenkende Tal.

Auf der Gemeindewiese hinter der Schmiede sammelten sich unruhig schnatternd die großen, weißen Vögel. Sie reckten ihre langen Hälse und stießen durchdringende Warnschreie aus, stets ein Zeichen, dass sich Fremde dem Dorf nähern. Ich konnte mir nicht helfen, aber im Geiste sah ich wieder gepanzerte Reiter mit erhobenen Schwertern ins Dorf galoppieren, die ersten Leute niedermachen, Brandfackeln auf die Hüttendächer werfen und schreiendes Dorfvolk zusammentreiben.

Ich horchte.

Keine Hufgeräusche. Kein Reitertrupp, dachte ich erleichtert und atmete tief durch, um die üblen Gedanken zu verscheuchen. Warum waren mir diese Bilder in den Sinn gekommen? Das lag doch schon so weit zurück. Und hatten wir seitdem nicht friedlich gelebt? Ich schalt mich einen

misstrauischen Toren, der sich hinterrücks von bösen Erinnerungen überfallen lässt. Trotzdem, alte Soldatengewohnheiten sterben langsam, und so bin ich wachsam und unruhig, wenn fremde Krieger durch mein Land reiten. Aber danach sah es heute nicht aus. Alles schien wie gewöhnlich.

Draußen ließ eine warme Nachmittagssonne die Herbstfarben leuchten. Die Gänse waren schwer und fett dieses Jahr, dachte ich zufrieden. Ich werde der Köchin auftragen, mir zum Tag des Herrn einen der Vögel zu schlachten. Doch vielleicht sollte ich warten, bis die Maronen für eine gute Füllung eingesammelt waren oder bis die Bauern im Wald die Schweine nach Trüffeln suchen ließen. Beim Gedanken an solche Leckereien meldete sich aufdringlich mein Magen.

Ich kniff die Augen zusammen und spähte noch einmal angestrengt aus dem Turmfenster. Unten auf der Straße, die durch mein Land führt, war nichts zu erkennen. Bis hier oben verirrt sich selten jemand, denn die Burg thront auf einem Felsen hoch über der Straße und dahinter, gegen Süden zu, liegt, halb versteckt, unser Dorf auf einer sanft ansteigenden Hochebene, die sich bis zum Fuß des Berges Bugarach erstreckt.

Irgendwo am Dorfeingang schlug ein Hund an. Ich erkannte die rauhe Stimme des zottigen, einäugigen Hirtenhundes, der dem alten Schäfer Berard gehört. Über die Hüttendächer hinweg starrte ich auf den staubigen Weg, der sich zwischen Bäumen den Hang heraufschlängelt. Nachdem sich nun auch der Hofhund des leibeigenen Bauern Peire vernehmen ließ, entdeckte ich endlich eine schmale Gestalt, die zu uns aufstieg. War es der Schreiberling, den ich erwartete?

Der Wanderer näherte sich dem Dorfeingang, und ich konnte tatsächlich die graue Kutte eines Mönches ausmachen. Aber keine Schuhe. Der Kerl marschierte unbekümmert mit bloßen Füßen einher. An einem Stock, den er über der Schulter trug, hing ein Leinenbündel, und, nach den lebhaften Bewegungen zu urteilen, musste es sich um einen jungen Burschen handeln.

Inzwischen waren alle Hunde des Dorfs in Aufruhr geraten, und ihr wütender Lärm schallte zu mir empor. Verdammte Köter! Eine Rotte von ihnen umringte laut bellend den kleinen Mönch, der verschreckt stehen geblieben war. Sein Bündel lag im Staub, und er erwehrte sich der Hunde mit dem Stock, was diese umso mehr reizte. Jetzt liefen auch die Kinder herbei und hüpfen lachend um den Mönch herum, der immer heftiger nach den Hunden stieß.

Bauer Peires stämmige Frau und ein paar Knechte kamen dem armen Kerl zur Hilfe. Sie verscheuchten die Hunde mit scharfen Worten und gut gezielten Erdklumpen. Die Bauersfrau wollte ihn gerade willkommen heißen, als der sein Bündel an sich riss, eine Lücke in der Hundemeute nutzte und rannte, was die Beine hergaben, verfolgt von einem Schwarm schreiender Kinder und kläffender Köter. Neugieriges Volk lief aus den Hütten und machte große Augen, wie der Junge mit fliegenden Rockschoßen den steilen Weg zur Burg herauf jagte und sich über die Zugbrücke in den engen Hof der Vorburg rettete.

Dorthin wagte die Meute nicht, ihm zu folgen. Enttäuscht standen sie draußen. Die Kinder johlten und schnitten Grimassen, und die Hunde bellten überreizt, bis einer der Wachmänner sie verscheuchte. Vor seinem langen Spieß

traten sie widerwillig den Rückzug an. Langsam kehrte die gewohnte Ruhe wieder ein, nur ein paar Dörfler steckten die Köpfe zusammen, um den Vorfall zu erörtern. Ich schüttelte belustigt den Kopf und trat vom Fenster zurück.

Vielleicht war es doch mein Schreiber. Ich hatte wichtige Schriftstücke aufzusetzen. Das war Arbeit für einen Pfaffen und nicht für einen Edelmann, wenngleich heutzutage auch mancher *senher* gern das Schwert gegen die Feder zu tauschen scheint. *Trobadors* nennen sie sich, Versefinder und Dichter. Neumodischer Unsinn für höfische Gecken, so sage ich dagegen. Obwohl manches Lied, das muss ich zugeben, mir schon gefallen hat. Nun, ich kann meinen Namen schreiben und das hat bisher immer genügt. Wenn es nach mir ginge, sollte ein jeder bei dem bleiben, was unser Herrgott für ihn bestimmt hat. Der eine pflügt den Acker, der andere lenkt das Schlachtross. Und zum Schreiben schickt man nach einem Klosterbruder. Basta!

„Herr!“, schrie die Köchin von unten herauf, dass es durch den Turm hallte. Wie oft habe ich dem Weib nicht schon gesagt, sie soll nicht schreien. Warum schickte sie nicht eine Magd? Aber es war zwecklos, ihr noch Anstand beibringen zu wollen. Ohne ihre Künste in der Küche wäre ich längst nicht so geduldig mit ihr.

„Was ist?“, brüllte ich zurück.

„Ein komisches Bürschlein im Mönchsgewand will Euch sprechen“, rief sie fröhlich.

„Dann schick ihn herauf!“

Wenig später hörte ich einen leichten Fußtritt auf der langen, gewundenen Steinstiege, bis er prustend und schwitzend vor mir stand. Ein junger Kerl mit dünnem Flaum

am Kinn, hochrot vor Anstrengung und schwer atmend. Er musste sich am Pferdetrog erfrischt haben, denn es tropfte noch Wasser vom Gesicht auf die Kutte.

„Seid begrüßt, *Mossenher!*“, stammelte er und machte eine tiefe Verbeugung. „Prior Jacobus schickt mich.“ Dabei musste er wieder schnaufend Luft holen.

Ich besah mir den Jungen von allen Seiten. Eine stoppelige Tonsur, die längst hätte neu geschoren werden müssen. Darunter dunkle, strähnige Haare. Die graue Kutte aus rauhem Sacktuch, mehrfach geflickt, hing in Fetzen über nackte, verstaubte Füße. Er war nicht groß, hatte schlanke Glieder, ein ebenes Gesicht. Aber Herrgott, wie scheußlich er nach altem Schweiß und ungewaschenen Füßen stank! Ich rümpfte die Nase. Was hatten sie mir denn hier für einen verdreckten Milchbart geschickt?

Doch aus dem Elend seiner Lumpen starrten unschuldige, blaue Augen. Obwohl er die Lider nicht unterwürfig senkte, wie es einfache Leute im Angesicht eines Edelmannes tun, so war sein Blick doch nicht aufmüpfig. Nein, er sah mich treuherzig an, mit einer unbefangenen Neugierde in den Augen und leicht geöffneten Lippen, denn sein Atem hatte sich noch nicht beruhigt. Etwas Wasser lief aus dem strähnigen Haar, und er wischte sich mit dem Ärmel der Kutte verschämt übers Gesicht. Diese kindliche Geste und die großen Augen, die er nun doch verlegen niederschlug, verstärkten den Eindruck von Unschuld und Verletzlichkeit. Er erinnerte mich plötzlich an meine eigenen Kinder. *Mon Dieu!*, wie lang war das nun schon her?

Ich unterdrückte den Fluch, den ich wegen seiner verlotterten Erscheinung auf den Lippen gehabt hatte. Es

geschah mir ganz recht. Niemandem hatte ich trauen wollen. Zumindest nicht den Brüdern des nahen Klosters Cubaria, auch wenn die mir sicher einen fähigen Schreiber gesandt hätten. Aber sie hatten mich schon einmal verraten, obwohl es lange her war. Überhaupt war ich auf größte Vorsicht bedacht. Es gab Dinge zu regeln, vor allem diese vertrackte Familiengeschichte, an die ich kaum denken mochte. Bei mir war sie nur *tal res*, jene dunkle Angelegenheit, die man besser nicht beim Namen nennen sollte. Nein, nein, es war schon richtig, jemanden aus der alten Einsiedelei zu holen. Die plapperten nicht. Und dorthin verirrte sich auch niemand, um Dinge zu erfahren, die nicht für seine Ohren bestimmt waren.

„Was gehst du ohne Schuhe?“, fuhr ich den Jungen unwirsch an. Der blickte auf seine schwieligen Füße und zuckte mit den Schultern.

„Ich habe keine, *Senher*. Wir dienen dem Herrn in Demut und Armut, wie es der Heilige Benedikt befiehlt.“

„Ich weiß das. Aber selbst Christus trug Sandalen.“

Darauf wusste er nichts zu sagen und schlug beschämt die Augen nieder.

„Du bist zu jung für einen Schreiberling.“

„Prior Jacobus vertraut mir, Herr.“ Mit diesen Worten nahm er die Schultern zurück, und auch seine Stimme klang fester.

„Offensichtlich“, brummte ich. „Und wie heißt du?“

„Aimar, *Mossenher*.“

Unwillkürlich zuckte ich zusammen, denn der Name rührte an alte Erinnerungen. „Weißt du, wer der Kirchenfürst war, der deinen Namen trug?“

„Meint Ihr Bischof Aimar de Lo Puei?“

„Du hast von ihm gehört?“

Er nickte. „Der geistliche Führer des Pilgerzugs nach Jerusalem, Legat des Heiligen Stuhls und von Urbanus selbst ernannt.“

„Oho!“, rief ich erstaunt. „Woher weißt du denn das?“

„Unser Prior erzählt mir Dinge aus der Welt. Dabei spricht er gern von den frommen Kriegern, die ins Heilige Land zogen.“ Er beugte er sich vertraulich vor. „Außerdem haben wir eine Abschrift der *chronica* in der Einsiedelei.“

„Was für eine *chronica*?“

„Die von *Paire d’Aguiliers*. Der war doch dabei.“

„Was? Meinst du den Beichtvater des alten Grafen?“

„Jawohl, Herr. Und ich habe schon mehr als die Hälfte gelesen. *Historia Francorum qui ceperint Jerusalem*“, fügte er stolz und mit ernster Miene hinzu, als müsse allein der lateinische Titel für Geltung und Glaubwürdigkeit der Schrift bürgen.

Aha, dachte ich. So hat er sie doch zu Ende geschrieben, seine Geschichte der Franken, die Jerusalem eroberten. Ich erinnerte mich noch gut an *Paire d’Aguiliers*, jenen hochnäsigen Hofkaplan meines Herrn, des einäugigen Fürsten Raimon Sant Gille von Tolosa. Der weißhaarige, alte Graf hatte den Pfaffen beauftragt, alles niederzuschreiben, was uns auf der Pilgerreise widerfuhr. Oft hatte man ihn bei aufgeschlagener Zeltwand an seinem Reisepult sitzen sehen. Nun ja. Um ehrlich zu sein, ich hatte diesen frommen Wichtigtuer nie gemocht. Für meinen Geschmack redete er zu viel von Wundern und Erscheinungen. Man mochte glauben, allein der Heilige Andreas habe Jerusalem erobert und nicht die vielen mutigen Männer, die ihr Leben vor den Mauern

gelassen hatten.

„Ich wusste nicht, dass sich jemand für solches Gekritzel erwärmen könnte. Was weiß ein Pfaffe schon vom Kriegshandwerk?“

„Doch, Herr. Viele lesen diese *chronica*, und es werden häufig Abschriften verlangt, wie unser Prior sagt. Ich selbst habe zur Übung damit begonnen. Es ist eine wundersame Geschichte, Herr.“ Sein Gesicht war vor Eifer gerötet. „Unsere Christenkrieger haben viel erlitten und dennoch mit Gottes Hilfe wahre Wunder vollbracht.“

„Ist das wahr?“, fragte ich scheinheilig.

„In Nicaea haben sie ein ganzes Türkenheer vernichtet und in Antiochia ... die Heilige Lanze, Herr, die hat alles zum Guten gewendet und ...“

„Genug jetzt!“, unterbrach ich ihn barsch. „Wir sind nicht hier, um uns mit dummem Geschwätz aufzuhalten! Du hast einen Auftrag, oder?“

Aimars Mund klappte zu. Er hielt den Blick zu Boden gesenkt und die Hände hinter dem Rücken verschränkt, so als stähle er sich gegen weitere Schelte. Fast tat mir meine Grobheit leid.

„Hast du alles Nötige mitgebracht?“, fragte ich in sanfterem Tonfall.

Er nickte eilfertig. Ich wies auf den klobigen Holztisch hinter ihm, und dort legte er sorgfältig die Gegenstände aus, die er aus seinem Beutel zog. Die Geräte seines Schreiberhandwerks, durch häufigen Gebrauch abgenutzt, schien er mit Vertrautheit zu handhaben. Ein Holzschälchen zum Anrühren der Tinte, das Federmesser, eine Dose mit feinem Streusand, ein Knäuel Schafswolle zum Reinigen der

Gänsekiele, einen flachen Bimsstein zum Glätten des Pergaments.

Ich musterte ihn streng und sagte: „Also schön. Lassen wir es auf einen Versuch mit dir ankommen.“

Er nickte demütig und zog einen Schemel heran, um sich vor dem Tisch niederzulassen. Ich bemerkte, wie dünn der Junge war. Und da fiel mir die karge Kost ein, die jene armen Teufel in der Einsiedelei bekamen.

„Bist du nicht hungrig nach deiner Wanderung?“

„O ja, Herr.“ Man konnte fast sehen, wie ihm bei meinen Worten das Wasser im Mund zusammenlief.

„Es ist schon spät und du hast einen langen Weg hinter dir. Lassen wir es also für heute gut sein. Geh runter zur Köchin und bitte sie, dir einen Teller Suppe zu geben und ein Stück Käse dazu. Über dem Pferdestall ist eine leere Kammer. Du darfst dir frisches Stroh für dein Bett nehmen. Dein Schreibgerät lass hier, und morgen früh, nach dem Morgenmahl, beginnen wir mit der Arbeit.“

Aimar ließ sich dies nicht zweimal sagen. Mit scheuem Lächeln murmelte er „habt Dank, Herr!“ und war im Nu die enge Stiege hinunter verschwunden.

„Und nimm ein Bad!“, schrie ich hinterher. „Du stinkst erbärmlich!“

„Ja, Herr!“, hallte es durch den Treppengang.

Morgen würde er nicht mehr derselbe sein, dachte ich belustigt. Die Köchin würde ihn in den Zuber stecken und gnadenlos von oben bis unten abschrubben lassen, denn Sauberkeit war ihr oberstes Gebot.

Es war Abend geworden.

Ein letzter Strahl der Oktobersonne trat durch das schmale

Turmfenster und zeichnete einen hellen Fleck auf die Steinblöcke der gegenüberliegenden Wand. Der Rest der Kammer lag schon im Halbdunkel. Von fern hörte man das Lied einer Magd heraufklingen und auf den Turmzinnen gurrten zur Antwort die Tauben. Das Vieh und auch die Gänse waren längst in ihren Ställen. Stille lag über dem Dorf, denn die Leute nahmen ihr einfaches Abendmahl ein.

Ich liebe es hier oben auf dem Turm. Man schaut in die Ferne, wo das Grün der Hügel allmählich in das sanfte Blau der entfernten Kämme übergeht. Hier bin ich dem Himmel nah und den irdischen Dingen entrückt. Die Sorgen der Menschen erscheinen kleiner und unwichtiger. Und doch überblicke ich alles und kann sehen, was im Burghof oder im Dorf geschieht. Hier habe ich unzählige Stunden verbracht und auch jetzt hielt mich der Ausblick auf die Schönheit der bergigen Corbieras noch ein Weilchen gefangen.

Unten im Tal am Flösschen Agli lagen bereits tiefe Schatten. Dort verläuft die alte Handelsstraße, die die südliche Corbieras durchquert und am Kloster Cubaria vorbei über unseren Besitz weiter nach Limos führt. Keine wichtige Straße, aber Handelsleute aus der Hafenstadt Colliur, im Süden, nehmen diese Abkürzung nach Carcassona und Tolosa und weiter bis zum großen Meer im Westen, nahe dem die Stadt Bordeu liegt. Die Strecke ist steinig, an Stellen abschüssig, besser geeignet für Maultiere als für Ochsen gespanne. Und zudem unsicher in dieser stillen Gegend.

An der alten Holzbrücke, wo der Aufstieg zum Dorf beginnt, unterhalten wir einen Wachposten, denn Rocafort besitzt verbrieftes Recht auf Wegezoll, den Kaufleute, die sich durch

unser Gebiet wagen, zu entrichten haben. Dieser verbessert die Einkünfte und ist daher sehr willkommen, besonders wenn sie Zinn von den Inseln tragen, die man Britannien nennt, oder Gewürz und Seide aus den Häfen des Orients. Deshalb bin ich bemüht, Wegelagerer aus meinen Wäldern zu vertreiben und die Straße in einem guten Zustand zu halten, was leider nicht immer gelingt. An den Hängen des Bugarach, bis zu denen mein Land reicht, gibt es zu viele Schlupflöcher für herrenloses Gesindel. Und was die nur spärlich befestigte Straße betrifft, so sorgen Frost und Regen immer wieder für Schäden.

Die Abendsonne versank hinter einem Gehölz dunkler Tannen, zwischen denen die Straße verschwindet. Einer meiner Waffenknechte, ich erkannte ihn trotz der Entfernung am Lanzenwimpel, näherte sich von dort in gemächlichem Trab. Zurück von seinem Streifenritt war auch für ihn das Tagewerk beendet. Gewiss hatte die *cosiniera*, unsere Köchin, für ihn und seinesgleichen einen kräftigen Eintopf auf dem Feuer und ein Stück Brot zum Eintunken. Wenn sie es gut mit den Männern meint, findet sich auch ein Stück Speck in der Suppe oder eine Blutwurst. Danach gibt es Wein, Geschichten und derbe Scherze, bis die einen erschöpft auf ihr Strohlager fallen und die anderen heimlich zu den Mägden ins Dorf schleichen.

Dem Herrn sei Dank, denn wir kommen gut zurecht auf Rocafort. Besonders in dieser Jahreszeit, nach der Ernte, nach dem Schlachten des überzähligen Viehs und dem Einlagern des Herbstobstes sind alle Speicher und Vorratskammern voll. Die Erträge reichen aus, um die benachbarte Abtei mit Gemüse zu versorgen und Weizen und

Roggen bis nach Quilhan zu liefern. Von der Küste dagegen kommen nicht viele Händler den langen Weg bis zu uns herauf. Meist erst im Spätsommer oder im Herbst nach der Weinpresse und bevor das schlechte Wetter einsetzt. Aber es sind genug, so dass wir jedes Jahr mit unserer Schafswolle, unserem Wein und Öl ein nettes Sümmchen verdienen oder gegen Roheisen, gegerbtes Leder und feines Tuch tauschen können.

Ja, wir können zufrieden sein. Das Land hier im Süden, in dem man die *lenga romana* spricht, ist ein reiches und schönes Land, und ob Tolosaner, Gascogner, Provenzalen oder Katalanen, wir alle sollten Gott danken, dass wir hier leben dürfen.

Und dennoch hat jedes Paradies seine Schlange und manch schöner Apfel verbirgt den Wurm, der ihn von innen höhlt. So ist es auch bei uns. Zu Zeiten, als der große Franke Carolus noch lebte, da herrschten Gerechtigkeit und Ordnung, so wie man es sich erzählt. In unseren Zeiten hingegen haben die Könige der Franken nichts zu sagen. Man merkt sich nicht einmal ihre Namen. Ludwig der Dicke ist, glaube ich, immer noch König, und obwohl er dem Namen nach oberster Lehnsherr ist, so macht hier jeder, was er will. Dem Land fehlt der mäßigende Einfluss der alten Herrscher. Jeder *castelan* ist sein eigener Herr, jedes Adelshaus steht im Wettkampf mit den anderen großen Familien. Die drei mächtigsten Geschlechter sind die Herzöge von Aquitania im Westen, dann die Grafen von Tolosa, deren Einfluss bis zum Mittelmeer reicht, und schließlich die Grafen von Barcelona im Süden. Dazwischen gibt es viele, unabhängige Barone und kleinere Grafschaften, die sich mal hier, mal dort verbünden

oder dem einen oder anderen Herrn die Treue schwören.

In dieser unruhigen Welt zählt selten Gerechtigkeit, umso mehr aber Einfluss und Stärke. Es werden Kriegsknechte verdingt, man übt sich im Gebrauch der Waffen und immer neue Burgen werden errichtet. Vasallen verbünden sich gegen ihren *dominus*, die Herren selbst lassen es oft an Treue fehlen. Es geht um Macht und Reichtum, um fruchtbare Landstriche, auf denen Wein, Oliven und Schafe gedeihen, um Minen in den Bergen, Mühlen am Fluss, um Zölle an den Handelsstraßen und Umschlagplätzen, um Macht über Klöster und Diözesen und Zugriff auf deren fette Pfründe. Verrat und blutige Fehden sind nicht selten. Diese Habgier der Menschen ist Gottes Rechnung für das schöne, reiche Land, in dem wir leben.

Ich danke Gott auf Knien, dass es mir in den letzten zwanzig Jahren gelungen ist, meinen Besitz aus diesen Wirren herauszuhalten. Aber wie lange noch? Und wenn ich stürbe? Was würde dann aus Rocafort? Diese vermaledeite Angelegenheit, an die ich kaum denken mag, *tal res*, hängt immer noch drohend über uns. Fast hätte es uns damals vernichtet. Mich schauderte, als ob mich die schwarzen Schwingen des Todesengels berührt hätten.

Dabei geht es um nichts Geringeres als um das Erbe des Grafen Guilhem, nun schon seit vierzig Jahren tot. Um die Herrschaft über das reiche Tolosa, das ihm Raimon, der eigene Bruder, geraubt hatte. Um nicht weniger als die Ansprüche dreier mächtiger Fürstenfamilien, Tolosa, Aquitania und Tripolis in Outremer, unter denen der alte Streit um dieses Erbe jederzeit neu entflammen könnte. Was würden sie tun, wenn sie von Guilhems geheimem Testament

erführen, dessen Inhalt ein Feuer in der ganzen Region entfachen könnte, wenn er bekannt würde. Würden sie nicht jede Spur eines vierten Erbenspruchs mit Schwert oder Gift zu unterdrücken suchen? Und das verdammte Ding liegt immer noch in meiner Obhut! Das Vermächtnis der mächtigsten Familie des Südens versteckt auf einer kleinen Burg mit einem alten Mann als Wächter. Zum Lachen, eigentlich.

Nicht zu vergessen das Gold. Auch dies würde sie anziehen wie Kuhfladen die Fliegen, wenn nur jemand davon wüsste. Denn Graf Guilhems Kriegshort liegt hier vergraben. Mein Onkel Odo, ehemals Erzbischof von Narbona und Graf Guilhems langjähriger Vertrauter, hatte Testament und Gold vor Raimons Zugriff hier versteckt. Tolosaner Gold.

Über all diese Dinge habe ich seitdem geschwiegen, denn meines ist ein gefährliches Wissen. Allerdings, in letzter Zeit ist mir schmerzlich bewusst geworden, dass ich mit meinen fünfundfünfzig Wintern langsam alt werde. Auch wenn ich es mir ungern eingestehe, aber in Wahrheit schmerzt das Knie beim Treppensteigen und nach langem Ritt habe ich's im Kreuz. Ich schlafe schlecht und wache in der Nacht auf, weil mich die Blase drückt. Nachher wälze ich mich missmutig auf dem Lager und warte auf den ersten Hahnenschrei. Der bedrückende Gedanke an Alter und Tod hat sich in mein Leben geschlichen, eine neue und wenig angenehme Erfahrung.

Die zunehmende Dämmerung breitete ihre Schatten über die Landschaft. Wie jeden Abend in diesen Jahren blickte ich grübelnd auf mein Land und wünschte, mein Sohn Raol wäre an meiner Seite. Ich erinnerte mich an seinen Blick, als er,

nicht älter als sechzehn, sich von mir abgewandt und davongeritten war. Liebe hatte ich ihm schenken wollen, aber in Wahrheit war nur Hass und Unverständnis zwischen uns gewesen. Auch er war, wie sein Vater, vor der Wirklichkeit ins Abenteuer geflohen und hatte dann vergessen, heimzukehren. Wusste er nicht, dass ich ungeduldig auf ihn wartete, schon seit über zwanzig Jahren? Dass er lebte, davon war ich überzeugt, und irgendwann würde er wiederkommen, so hoffte ich jedenfalls und sehnte mir diesen Tag herbei.

Ich seufzte. All zu gern hätte ich das Testament vernichtet, um für immer den Mantel des Vergessens darüber zu breiten. Doch in Wahrheit fühle ich mich nicht dazu berechtigt. So ist es meine Pflicht, die Bürde im Geheimen weiterzureichen, an einen Jüngeren. Das war der Grund, warum ich den Schreiber gerufen hatte.

✱

„Willst du mich wieder mästen, Weib?“, knurrte ich die Köchin am nächsten Morgen an, als sie meinen Napf mit einem kräftigen Schlag von ihrem zähflüssigen Hirsebrei versah und darin ein Stück Butter zergehen ließ. Ein Holzbrett mit Brot, Wurst, Zwiebelringen und Oliven lag auf dem mächtigen Eichentisch in der Küche.

Sie warf mir einen finsternen Blick zu und murmelte etwas Unverständliches. Dabei schob sie mir den Honigtopf zum Süßen hin und eine Schale mit zerstoßenen Nüssen. Sie kennt meine Schwäche für Nüsse. Sie hält mich für zu knochig und versucht alles, damit ich Speck ansetze. Ein Mann meines Ranges und Alters, sagt sie, dürfe nicht wie ein

junger Hungerleider aussehen.

Die Sonne lugte gerade erst hinter den Bergen hervor. Der junge Bruder saß an einer Ecke des Tisches und löffelte von seinem dampfenden Napf. Ich hatte abgewunken, als er sich ehrerbietig erheben wollte. Wie gewohnt murmelte ich ein schnelles Morgengebet und Aimar bekreuzigte sich dazu. Statt seiner Kutte trug er heute ein Paar rauher Beinkleider und das lange Hemd eines der Knechte. Das Mönchsgewand hing wahrscheinlich auf der Wäscheleine. Seine Haare waren sauber, und er stank nicht mehr, wie ich zufrieden zur Kenntnis nahm.

Wir haben eine gemauerte, offene Feuerstelle mitten in der Küche, und manchmal qualmt es aufdringlich, wenn der Wind schlecht steht. Wieder nahm ich mir vor, im nächsten Jahr einen richtigen Kamin mit Rauchabzug mauern zu lassen, wie es ihn inzwischen in der *aula*, dem Herrensaal über der Küche, und in meinem Turmgemach gibt. Ein Kamin in einem Bergfried ist sicher ungewöhnlich. Aber warum soll ich an meinem Lieblingsort frieren? „Da sitzt unser Herr wieder in seinem vermaledeiten Turm!“, kann ich sie fast hören, da unten im Dorf, wenn im Winter der Rauch aus meinem Kamin steigt. Sollen sie ruhig lästern, solange ich es warm habe.

Aimar kaute mit vollen Backen. Die Köchin war geschäftig bei der Arbeit und klapperte mit Pfannen und Gefäßen. Sie schürte die Glut und legte ein paar Scheite nach. Dann nahm sie den Topf von der Eisenkette über dem Feuer und kratzte die Reste aus. Schließlich betrachtete sie den Jungen wohlwollend und klopfte ihm kräftig auf den Rücken.

„Aus dem wird wenigstens noch was, so wie der isst!“ Dann

lachte sie über ihren Seitenhieb in meine Richtung. „Und sauber ist er jetzt auch.“ Als Bruder Aimar bei der Bemerkung rote Ohren bekam, musste sie noch lauter lachen.

Sie ist ein gutherziges Weib, wenn auch etwas, nun, nicht gerade derb, aber eben handfest und geradeheraus. Sie wird bald vierzig Jahre zählen, besitzt aber noch alle Zähne und nie habe ich sie einen Tag krank erlebt. Sie hat kräftige Arme, stämmige Beine und einen verschwenderisch ausgestatteten Leib. Dazu sagt sie, Gott müsse ihr besonders zugetan sein, denn er habe ihr alles gegeben, was ein rechtes Weibsbild ausmache. Dabei lacht sie herzhaft, nicht ohne mir einen herausfordernden Blick zuzuwerfen.

Aber darauf gehe ich nicht ein. Hochmut kommt vor dem Fall, antworte ich für gewöhnlich, doch da verschwendet man seinen Atem, denn Demut kennt diese Frau nicht. Sie herrscht mit strenger Hand über das Gesinde und da es nun seit langem keine *domina*, keine Burgherrin, mehr auf Rocafort gibt, hat sie stillschweigend, dank ihres beherzten Wesens, die Rolle eines weiblichen *maior domus* an sich gerissen, zumindest, was Haus und Hof betrifft, ganz als sei sie Mundschenk, Seneschall und Kämmerer in einer Person. Und das Wort *la Cosiniera* ist auf Rocafort fast zu einem Herrschaftstitel geworden. Niemand wagt, sie anders anzureden, und dies nur mit Ehrerbietung. Ich lasse sie gewähren, denn, mit Ausnahme gelegentlicher Anmaßungen, versorgt sie alles zu meiner besten Zufriedenheit.

„Hast du dein Bad genossen?“, fragte ich verschmitzt. „Und hat dich die Köchin eigenhändig abgeschrubbt?“

Aimar glühte tiefrot vor Verlegenheit. Mit vollem Mund

mochte er nicht antworten und fuchtelte wild verneinend in der Luft herum. Die Köchin brach erneut in so schallende Heiterkeit aus, dass ihr die Tränen kamen und sie sich mit dem Handrücken über die Augen fuhr. Noch kichernd räumte sie den Tisch ab und wischte ihn mit ihrer Schürze sauber. So wie sie sich über die Eichenplatte beugte, sah man ihre strammen Hinterbacken. Ein durchaus angenehmer Anblick, fand ich, auch am frühen Morgen. Als ich dem Jungen vielsagend zuzwinkerte, wand er sich vor Verlegenheit und wäre am liebsten unter den Tisch gekrochen. Unschuldig ist er auch noch, dachte ich belustigt.

„So, nun trollt euch. Heute ist Backtag. Da gibt's zu tun.“

Sie stemmte eine Faust in die Hüfte und winkte uns hinaus aus ihrem Reich. Wir ließen es uns nicht zweimal sagen, denn nichts ist schlimmer, als einem Heer von Frauen unter ihrer Führung in die Quere zu kommen. In der Vorburg steht der große Backofen und einmal in der Woche wird dort das Brot unserer kleinen Gemeinde gebacken. Da wird geknetet, gerollt und geformt, geredet und gelacht und dabei der Dorfklatz genauso kräftig durchgerührt wie der Teig für die großen, krustigen Brotlaibe. Die Backstube wird zum Schlachtfeld und die Cosiniera zum Heermeister über die mehlbestäubten Weiber. Nein, da flüchten wir Männer lieber rechtzeitig.

Aimar kletterte flink die enge Turmtreppe hinauf. Ich folgte etwas gemächlicher. Als ich ins Turmgemach trat, hatte er schon seine Gerätschaften ausgebreitet, und ich sah zu, wie er etwas von der harten Tintenmasse abschnitt und in einem Schälchen mit ein paar Wassertropfen auflöste.

Vor ein paar Tagen hatten sie den Fußboden mit frischem

Stroh ausgelegt, so wie immer im Herbst und Winter, damit man die Kälte nicht so empfindlich im Bein spürt. Das Turmgemach ist nur spärlich eingerichtet. Neben meinem alten Lehnstuhl, auf dem ich mich nun niederließ, befinden sich hier ein paar Bänke und Schemel, ein solider Tisch aus Fichte und eine große Truhe, in der ich Erinnerungsstücke von meinen Reisen aufbewahre. Ein einfaches Bett steht in einer Ecke, für den Fall, dass es mir gefällt, hier oben zu nächtigen.

Das schönste Stück ist mein türkischer Wandteppich, in herrlichen Farben aus feiner Wolle geknüpft. Er hat mich einige *solidi* in Gold in den Souks von Tripolis gekostet und stellt eine Reiterschlacht dar, galoppierende Bogenschützen in hellen Turbanen mit den leicht schrägen Augen der turkmenischen Reitervölker. Ich kenne diese seldschukischen Krieger nur zu gut aus eigener Erfahrung. Mit Teppichen dieser Art legen sie den Boden ihrer Zelte aus. Aimar starrte das gute Stück mit offenem Mund an.

„Kommt aus dem Land der *sarasins*. Du weißt, so nennt man die Anhänger Mohammeds“, erklärte ich ihm. Er nickte scheu und traute sich nicht, weiter zu fragen, obwohl er den Teppich lange verstohlen musterte.

„Ich nehme an, du weißt, warum du hier bist“, kam ich zur Sache.

„Ich soll Euer Testament aufsetzen.“

„Hast du Erfahrung darin?“

„Nein, Herr.“

„Und wie soll es gehen, wenn du es noch nie gemacht hast?“, fragte ich gereizt.

Woraufhin er sich an den Kopf fasste, laut „*Jes Maria!*“

hervorstieß und hastig in seinem Beutel kramte. Schon bald zog er triumphierend ein vergilbtes Pergament hervor und hielt es mir unter die Nase. „Ich vergaß. Das hat unser Prior in einer Truhe gefunden. Es soll mir als Beispiel dienen. Seht, hier steht es. *Ultima voluntas!*“ Er grinste selbstzufrieden.

„Wie kommt es, dass du schreiben kannst?“, fragte ich misstrauisch und nur halb besänftigt. Selbst unter Mönchen war das nicht alltäglich, außerdem war dieser hier noch sehr jung. Mit scheuem Blick erzählte er, dass er nicht zur Arbeit auf dem Feld taugte, und deshalb habe ihm der Prior die Kunst der Buchstaben beigebracht. Seitdem dürfe er die Annalen der Einsiedelei führen und den Brüdern aus der Bibel vorlesen.

„Und wie ist dein Latein?“

„Der Prior ist mein Lehrer“, erwiderte er zu meinem Erstaunen recht fließend auf lateinisch. „Ich lese und mache Abschriften. Jeden Tag drei Stunden. Er redet nur noch Latein mit mir, außer wenn er mich einen Dummkopf schilt.“ Sein Lachen zeigte, dass er die Schelte des Priors nicht allzu ernst nahm.

„Für Wichtiges wie Urkunden ist Latein besser“ sagte ich, „denn die *lingua romana* des Volkes ist je nach Ort verschieden. Außerdem gibt es selbst am anderen Ende der Welt genug Menschen, die dieser Sprache mächtig sind. So kann man sich überall verständlich machen.“

„Ich wünsche mir sehnlichst, eines Tages eine Wallfahrt zu machen. Am liebsten zum Heiligen Jacobus nach Compostela.“

„Nun, bevor du dich gleich auf den Weg machst“, erwiderte ich spöttisch, „wollen wir es erst mal mit deinen

Schreibkünsten versuchen. Gehen wir ans Werk.“

In Wahrheit wäre ich lieber zu Pferde in den Feldern oder mit meinem Wildhüter auf der Pirsch gewesen. Aber das Testament war wichtiger.

„Ich, Jaufré Montalban“, hob ich an, „*Senher* de Rocafort ...“ Da verließ mich schon die Eingebung. Der Titel *Senher* entsprach dem Stand meines Geschlechts. Aber nur als adeliger Gutsherr habe ich mich nie gesehen. Denn ich bin Krieger, bin mein Lebtag lang ein *cavalier* gewesen. Nicht, dass ich den Krieg liebe. Nur Grünschnäbel und Dummköpfe ziehen begeistert in den Kampf. Dennoch bin ich stolz darauf, ein Ritter zu sein, der die Achtung seiner Freunde genießt und seinen Feinden Furcht einflößt.

„Also nochmals! Ich, Jaufré Montalban, *Cavalier* und *Castelan* von Rocafort, Sohn der *Domna* Cecilia de Monisat und des Ritters Ramon Montalban aus Catalonha, Großneffe Odos von Monisat, vormals Erzbischof von Narbona, gebe hiermit meinen letzten Willen kund.“

Aimar tauchte den Gänsekiel in die Tinte, beugte sich über das leere Blatt und begann, mit der Feder über das Pergament zu kritzeln. Es ging ihm gut von der Hand, bemerkte ich zufrieden. Überhaupt, trotz seiner Jugend und der vor Schmutz starrenden Kutte gestern, schien er mir recht aufgeweckt zu sein.

„Prior Jacobus hat mir erzählt, dass Euer Verwandter Erzbischof war. Dann gehört Ihr einer mächtigen Familie an, nicht wahr?“ Er sah von seiner Arbeit auf.

Weiß er etwas, fragte ich mich misstrauisch. Aber Jacobus würde mir gewiss nicht vorgreifen. Trotzdem ging mir ein Ruck durchs Herz. War dies schon der Augenblick, den

Jungen aufzuklären? Nein, ich würde ihn noch ein wenig beobachten, um mich zu vergewissern, dass er vertrauenswürdig war.

Heutzutage wollen sie alles ihren verdammten Pergamenten anvertrauen. Doch die können in falsche Hände geraten. Geheimes Wissen bewahrt man besser unter den strengsten Eiden der Verschwiegenheit im Kopf eines *ome de fianza*, eines vertrauenswürdigen Mannes. Jung genug soll er sein, damit er nicht gleich wegstirbt. Und unscheinbar, dass niemand ihn verdächtigen möge. Aber klug, um in den Jahren weise zu entscheiden, wem er das Wissen weiterzureichen hätte. Und verschwiegen vor allen Dingen. Eine solche Bürde hatte mein Onkel Odo damals dem Mönch Jacobus auferlegt. Und die Wahl war gut gewesen. Erst mir, dem Erben der Familie öffnete er sich, so wie Odo es ihm aufgetragen hatte. Und nun, für eine ähnliche Aufgabe, hatte Jacobus mir diesen *petit gartz*, diesen Jungen, geschickt.

„Was hast du gesagt?“

„Ob Ihr zu einer mächtigen Familie gehört ...“, wiederholte er mit einem nachsichtigen Seufzer, wie ihn nur die Jugend fertigbringt, wenn sie sich mit einem geistesabwesenden, alten Trottel herumschlagen muss.

„Nein, nein! Wir sind nicht mächtig. Mein Onkel war es einmal, als Erzbischof. Graf Guilhem hat er gedient, dem älteren der Tolosaner Grafen, bevor der von seinem Bruder verbannt wurde.“ Ich kratzte mich am Kinn und sann einen Moment nach. „Schreib, dass ich als Pilger und Krieger mit der *militia christi* im Heiligen Land war und bei der Befreiung Jerusalems gekämpft habe.“

Da riss mein Mönch erstaunt die Augenbrauen hoch und

starrte mich mit offenem Mund an. Er, der mich noch gestern mit seiner *Historia Francorum* hatte beeindruckt wollen. Ich versuchte, ein Lachen zu verkneifen, denn ihm schien die Maulsperre befallen zu haben. Nur mühsam fasste er sich.

„Ihr habt am Heerzug ins Heilige Land teilgenommen, Herr?“

„Willst du es bezweifeln?“

„Und habt Ihr gegen die Ungläubigen gekämpft?“

„Häufiger und heftiger, als mir lieb war!“

„Und Ihr ward in Jerusalem?“

„Natürlich. Ich war unter denen, die die Mauer bezwungen haben.“

„*Jes, mon Dieu!* Heilige Mutter Gottes!“ Aimar bekreuzigte sich, und seine Augen glühten förmlich vor Begeisterung. Ich wurde ungeduldig. So ging das nicht voran mit dem Testament.

„Lass dich nicht vom Schreiben abhalten, *mon gartz!*“, sagte ich daher kurz angebunden. Hastig schrieb er weiter und sah mich dann wieder mit großen Augen erwartungsvoll an.

„Schreib, dass ich später Hauptmann und *castelan* der Burg Pilgersberg des Grafen Raimon Sant Gilles war“, sagte ich. „Ein harter Knochen, der Alte, aber ein gerechter Kriegsherr. Herrscher der Grafschaft Tripolis in Outremer und mein Lehnsherr.“

Der Klang des Wortes Outremer gab meiner alten Abenteuerseele immer noch einen Stich. Fast sah ich mich auf ein Schiff steigen, um der Sonne entgegenzusegeln. Outremer. Land jenseits des Meeres. Das Wort beschwört Bilder herauf. Manche fremdartig schön, andere hässlich und blutig. Vierzehn Jahre lang habe ich in der Fremde verbracht. Das verändert einen Menschen. Ich gehöre hierher in meine

Corbieras. Und dennoch, ein Teil von mir gehört auch nach Tripolis. Das ist verwirrend.

„Nach Raimons Tod in Tripolis durfte ich später auch seinem Sohn, Graf Bertran, dienen.“ Bertran der Bastard, ein Mann so recht nach meinem Herzen, erinnerte ich mich lächelnd. Ihn hatte ich geliebt, auch wenn Gott unseren gemeinsamen Weg leider viel zu kurz bemessen hatte.

„Pilgersberg?“, fragte Aimar. „Hört sich eher nach einer Kapelle an.“

„Es ist die größte Burg in Outremer.“

„Seltsamer Name für eine Festung.“

„Sie heißt Mons Pelegrinus, das weiß doch jeder. Steht das nicht in deiner *Historia Francorum*?“

„Ich habe sie noch nicht zu Ende gelesen.“

„Sie wurde erst nach dem Fall Jerusalems errichtet, als Schutzburg für die Pilger.“ Langsam wurde mir dies Gerede zu viel. „Was schert es dich, wie die Burg heißt. Schreib einfach, was ich dir auftrage.“

„Ja, Herr. Aber Ihr redet zu schnell.“

„Ein keckes Bürschchen bist du“, brummte ich. „Wie alt bist du eigentlich?“

„Achtzehn, Herr.“

Achtzehn. Mein Gott. Viel älter war ich damals auch nicht gewesen, als ich Papst Urbans Rede in Clermont gelauscht hatte. Wer sich aufmache, das Grab Christi zu befreien, dem seien Gottes Vergebung und das ewige Himmelreich gewiss, so hatte er gepredigt. Warum nur hatten Männer freiwillig Haus und Hof, Burg und Hütte verlassen, um in die Fremde zu ziehen? Gewiss hatten wir uns als Krieger Christi gesehen, ein beflügelnder Gedanke, denn viele waren empört über die

Ungläubigen, die unsere Christenbrüder im Osten bedrängten, angeblich Kirchen und Christenfrauen schändeten. Aber was ging uns das an, so weit weg von unserem eigenen Leben hier? Und was hatte dieser Pilgerzug am Ende gebracht, außer Witwen und Waisen, Tod und Verwüstung? Mich fröstelte plötzlich. War es ein kalter Windstoß, der durchs Turmfenster drang, oder die Erinnerungen, die mich plagten? Männerstimmen drangen herauf und das harte Geklapper von Pferdehufen auf Pflastersteinen. Hunde schlugen aufgeregt an. Es klang wie der Aufbruch zur Schlacht. Rüstete sich das letzte Aufgebot?

Ein Räuspern schreckte mich aus meinen Tagträumen. Einige Herzschläge lang hatte ich mich in einer anderen Welt befunden. Mein Blick heftete sich wieder auf Aimars Gesicht, der mich immer noch fragend anstarrte.

„Achtzehn bist du?“, fragte ich geistesabwesend. „Und was lebst du bei den Einsiedlern? Sind deine Eltern tot?“

Er schüttelte verlegen den Kopf. „Das ist es nicht.“

„Ich sage dir, mein Junge, es gibt nichts Wichtigeres als die Familie. Ich weiß es aus eigener Erfahrung. Ohne sie ist ein Mann gar nichts!“ Ich sah ihm streng ins Gesicht. „Also, was ist mit deiner Familie?“

Seine Augen wichen meinen aus. „Es ist meine Buße, Herr. Ich habe gesündigt.“ Was konnte so ein Knabe denn schon groß gesündigt haben? Aber mehr wollte er nicht sagen. Na schön. Es ging mich nichts an.

„Ihr habt es schon hinter Euch, *Senher!*“

„Wie meinst du das?“

„Als Pilger auf Wallfahrt zur Befreiung des Heiligen Grabes, da sind Euch doch alle Sünden vergeben. Allein für die

Teilnahme ist Euch das Himmelreich gewiss“, rief er verklärt. Einen Augenblick starrte ich ihn verdutzt an. Dann brach ich in schallendes Gelächter aus.

„Das Himmelreich für einen alten Maurenschlächter, was?“ grunzte ich.

„Hat der Papst es nicht gesagt?“, rief er entrüstet und bedachte mich mit einem wütenden Blick, als sei ich ein Ketzer.

„Das hat er. Das hat er in der Tat versprochen.“

Aber ich musste immer noch lachen. Es ist seine Unschuld, dachte ich belustigt. Hatte ich nicht auch an so etwas geglaubt? Ach, was tut man nicht für irrsinnige Dinge, wenn man jung und leichtgläubig ist, und sich dennoch für schrecklich weise und unverwundbar hält. Die meisten derer, die so begeistert ausgezogen waren, hatten später ihr Blut im Staub Anatoliens, Syriens und Palästinas vergossen. Oft hatte ich ins Antlitz der Erschlagenen gestarrt. Waren ihre Züge verklärt? Hatten sie das Himmelreich erblickt? Nein, sie hatten nicht anders als tote Mauren ausgesehen und ihre Leichen hatten nicht weniger ekelhaft gestunken.

„Du hast recht, mein Junge“, beruhigte ich ihn. „Ich habe nur noch nichts von diesem Segen verspürt.“

Er wollte alles über das große Heer der Provenzalen wissen und den entbehrensreichen Weg durch Dalmatien und Makedonien bis zur Hauptstadt der Byzantiner unter Führung des schon über fünfzigjährigen, weißhaarigen Raimons. Fast sechs Monate waren wir unterwegs gewesen. Als ich die Namen der anderen Heere und ihrer Führer erwähnte, die wir in Konstantinopel trafen, da leuchtete sein Gesicht vor Verzückung.

„Und Jerusalem? Ist das Grab des Herrn so prachtvoll, wie man sagt?“

Prachtvoll? Nein, das war es nicht. Nur ein Loch tief in einem Felsen. „Es liegt unter der Kirche des Heiligen Grabes. Schlicht. Sehr schlicht. Gott braucht keinen Pomp. Ein schlichtes Grab, aber man spürt die göttliche Nähe.“

Das schien ihm zu gefallen. Seine Wangen glühten.

„Man sagt, die Dächer Jerusalems seien aus purem Gold.“

„Wer hat dir denn diesen Unsinn erzählt?“ Ich musste mich beherrschen, um nicht wieder laut zu lachen, *per Dieu!* „Aber es ist eine schöne Stadt. Auf mehreren Hügeln. Sie leuchtet weiß aus der Ferne und glitzert in der Sonne wie ein Juwel. Die Häuser sind aus Stein. Hohe Mauern und viele Türme säumen die Stadt. Im Vergleich dazu sind unsere Städte klein und unbedeutend.“

Aimar hörte nicht auf, mich mit Fragen zu bewerfen. Kaum beantwortete ich eine, so hatte er schon die Nächste auf den Lippen. Wider Willen brachte er mich zum Reden, bis ich immer mehr erzählte. Mit dem Testament würde es auch heute nichts mehr werden. Obwohl, insgeheim fand ich Gefallen daran, mit dem Jungen die Zeit zu verschwätzen, denn heutzutage kam es nicht mehr allzu häufig vor, dass ich einen dankbaren Zuhörer hatte. Außerdem begann ich, den aufgeweckten Burschen zu mögen.

Und so erzählte ich weiter von Jerusalem. Von Golgatha, vom Ölberg, vom Leidensweg Christi, von den schönen Kirchen. Vom Strom der Pilger aus allen Ländern, von den griechischen Patriarchen mit den langen Bärten, von den Juden und ihrem zerstörten Tempel, von Türken, Ägyptern und Arabern. Auch von Bethlehem berichtete ich und den

frommen Mönchen, die dort die christlichen Pilger beherbergen. Und vom Fluss Jordan, in dessen Wasser ich mich ein zweites Mal hatte taufen lassen, obwohl ich darauf verzichtete, mir wie viele andere den Beinamen Jordanus anzueignen.

Inzwischen hatte Maria, die junge Magd, uns einen Korb in den Turm gebracht mit Wurst, Käse und geräuchertem Speck. Zur Krönung gab es für jeden eine dicke Scheibe des frisch gebackenen, noch warmen Brotes und gelbe Butter in einem irdenen Topf. Sie schenkte mir ein fröhliches Lächeln, als ich ihr dankte. Maria hat ein sanftes Gemüt und ist ein hübsches Kind, mit krausen, dunklen Locken und so gut gebaut wie ihre Mutter.

Nach und nach aßen wir alles auf. Das heißt, Aimar verschlang das meiste. Soll er sich hier nur ordentlich Speck auf die Rippen fressen. In der Einsiedelei würde er nicht so viel zu beißen kriegen.

Dann begannen wieder seine Fragen, und so beschrieb ich ihm das Land Outremer, die Basare und die vielen wunderbaren Dinge, die es dort zu kaufen gibt. Ich erzählte von süßen Kuchen, von Datteln, Feigen und anderen herrlichen Früchten, wie Orangen, Zitronen und riesigen Melonen. Von wildschönen Landschaften und reichen Städten. Von den verschleierten, parfümierten Frauen der wohlhabenden Muslime, die in Sänften durch die Gassen getragen werden, von Kamelkarawanen, von Seide und Gewürzen. Doch ich verschwieg auch nicht den Hass zwischen den Volksgruppen, das Gezänk unter den Priestern verschiedener Glaubensrichtungen, die Überfälle auf Pilger und die Raubzüge gegen die Karawanen der Kaufleute.

Outremer ist wie eine berauschend süße Frucht. Aber eine mit gefährlich scharfen Stacheln, so dass jeder, der gierig nach ihr greift, sich nur verletzen wird, auf dass sein Blut sich mit dem der vielen anderen Eroberer mischt, die hier seit tausenden von Jahren um Vorherrschaft gerungen haben.

Der Nachmittag war vergangen, ohne dass wir es gemerkt hatten, bis sich schließlich die Sonne dem Horizont näherte.

„Vielleicht unternimmst du ja eines Tages tatsächlich eine Wallfahrt bis ins Heilige Land“, sagte ich. „Doch nun ist es Zeit für dein Abendmahl. Morgen machen wir weiter.“

Versonnen lächelnd räumte er sein Schreibgerät zusammen, bot mir höflich eine gute Nacht und schickte sich an, die Turmstiege hinabzusteigen.

„Versprich mir eins, mein Sohn“, fügte ich halb im Scherz hinzu. „Solltest du wirklich eines Tages nach Outremer gelangen, so suche nach einem kleinen Dorf von Maroniten in den Hügeln über Tripolis, etwa vier Stunden entfernt.“ Ich nannte ihm den Namen des Ortes. „Der Priester dort, der hieß Georgios. Er war noch jung, sprach fürchterliches Latein. Vielleicht lebt er noch. Dann grüß ihn von mir.“

„Ich will es tun, Herr.“ Sein Gesicht hatte einen sehnsüchtigen Ausdruck angenommen. „Eines Tages. Bestimmt.“

„Und neben der Kirche ist ein Grab. Dort sollst du Blumen niederlegen.“

„Wer liegt dort begraben?“

„Sie hieß Noura und war einmal mein Weib.“

Erinnerungen überfielen mich und lang totgeglaubte Gefühle. Und so nahm ich kaum zur Kenntnis, wie Aimar mich erstaunt ansah und dann schweigend das Turmgemach

verließ, als er merkte, dass ich in Gedanken an einem anderen Ort weilte.

Wie immer, wenn ich an diese Jahre zurückdenke, tauchten Bilder auf, die mich bewegten, ja beunruhigten. Fremdartige Landschaften wechselten mit dem gespenstischen Anblick blutender Leiber und modernder Gebeine. Ich vermeinte, die Hörner zu hören, die zur Schlacht riefen und immer wieder Gesichter, die aus dem Dunkel der Vergangenheit auftauchten und still an mir vorüberzogen. Erschlagene Feinde, trauernde Frauen, gefallene Kameraden, die ich vermisste, Menschen, die ich geliebt hatte.

Und da waren Blicke. Ich konnte mich gut an Blicke erinnern. Das spöttische Grinsen meines Freundes Pilet, als er mir Tage vor seinem Tod noch fröhlich zutrank. Oder Nouras Lächeln und ihre leuchtenden Augen, wenn sie ihr Gewand abstreifte und sich im Schein der Kerzen zu mir legte.

Noura. Mein Gott, so lange ist das her. Zwölf gute Jahre hatten wir miteinander verbracht. Umso betrüblicher, dass ich inzwischen Mühe hatte, mir Einzelheiten ihres Antlitzes ins Gedächtnis zu rufen. Ist das alles, was einem zuletzt bleibt? Nur solche schemenhafte Erinnerungen?

Sie war Armenierin gewesen, Christin wie wir. Trotzdem hatten ihr die johlenden Horden der Plünderer beim Sturm auf Antiochia alles genommen. Allein das nackte Leben hatte ich ihr retten können. Sie entstammte einer wohlhabenden Familie, sprach Griechisch und Latein, war der Schrift kundig und las mir nachts von Alexander oder den Helden Trojas vor. Dabei war ihre Stimme sanft und voller Musik. Ich lauschte oft mehr ihrer Stimme als den Geschichten und

erntete einen Stoß in die Rippen, wenn ich wagte, einzuschlafen. Noura bewegte sich mit Anmut, beherrscht und würdevoll. Jedermann liebte und achtete sie, besonders meine Krieger auf der Festung Mons Pelegrinus, denn sie nahm sich für Jeden Zeit, pflegte Verletzte und verband ihre Wunden. Dabei wussten nur wenige, dass sich hinter der zur Schau getragenen, heiteren Gelassenheit ein leidenschaftliches Wesen verbarg. Nouras Liebe und Treue zu einem Menschen waren ohne Fehl, aber ihr Zorn, einmal heraufbeschworen, konnte Funken sprühen, dass es eine Pracht war. Ihre innere Glut zeigte sich auch in anderer Weise, denn mit zunehmenden Jahren legte sie ihre mädchenhafte Scheu ab und wurde immer begieriger, mit mir alle Freuden der leiblichen Liebe auszukosten.

Die Wohltat täglichen Badens hatte sie mich gelehrt, wie es in den heißen Ländern üblich ist, und viele andere Dinge mehr. Ich lehnte mich zurück in meinem Stuhl, schloss die Lider und währte mich zusammen mit ihr im warmen, wohlriechenden Wasser, spürte ihre sanften Hände über meinen Leib gleiten und Lippen, die mich verspielt an geheimen Stellen liebkosten, bis wir nicht mehr warten konnten. Und dann ihre duftende Haut, noch viel glatter und betörender als die Seide der Kissen, schwingende Brüste über mir, ein halb geöffneter, stöhnender Mund, der vor Verzückung starre Blick und ihr heißes Fleisch, das sich mit einer fast schmerzhaften Hingabe an mir ergötzte.

Jes Maria!

Ich sprang auf und trat ans Turmfenster, um tief durchzuatmen und meine unzüchtigen Wallungen zu beherrschen. Dann musste ich grinsen. Das war zu viel für

einen armen, alten Mann ohne Weib zur Hand, um seinen Hunger zu stillen. Über die abklingende Erregung legte sich nun die süße Trauer um längst vergangene Tage, wie die sanften Abendschatten dort draußen, die von den Bergen herunter krochen und sich über die Landschaft breiteten. Manchmal kam es mir vor, als würde die Einsamkeit mit den Jahren immer erdrückender.

Wohlan, ich war entschlossen!

Aimar mochte jung sein, doch ich würde Jacobus und seiner Wahl vertrauen. Der Mönch sollte alles von Bedeutung erfahren. Auch über Noura. Damit mein Sohn Raol eines Tages verstünde, warum ich, anstatt zu ihm und seiner Mutter heimzukehren, so lange in Outremer geblieben war. Nicht, dass es wirklich eine Entschuldigung dafür gab, nur, diese Dinge hatte ich ihm damals nicht sagen können. Nun war es Zeit, reinen Tisch zu machen. Und wie soll ein Sohn seinen Vater verstehen, ohne etwas von dessen Frauen zu erfahren.

Vor allem aber galt es, dem Mönch die Einzelheiten über *l'eretat tolosana*, dem geheimen Erbe Tolosas, anzuvertrauen. Wie ich zuerst von dem Testament erfahren habe, von dem Macht, aber auch tödliche Gefahr ausgeht. Fast hätte es unser aller Leben, unser Dorf und unsere *familia* in einem Strudel der Gewalt verschlungen und zerstört. Aimar würde sich das alles gut merken müssen, um es an Raol und dessen Söhne weiterzureichen, was auch immer sie selbst später damit anfangen mochten.

Plötzlich sah ich wieder die Mörderfratze von Ricard Peyregoux vor mir, dem Schänder und Totschläger. In Outremer war es gewesen, vor einundzwanzig Jahren, als ich

ihm zuerst begegnete. Ja, der Faden der Erzählung sollte mit diesem vermaledeiten Raubzug beginnen, als wir weit in Feindes Land einer reichen Karawane nachjagten.

In Outremer

*Im Monat MÄRZ,
einundzwanzig Jahre früher,
im elften Jahr nach der Befreiung des Heiligen Grabes zu
Jerusalem, ANNO DOMINI 1110*

Hinterhalt im Libanon

*MARIA ANNUNZIATA,
die Verkündigung des Herrn*

SEXTA FERIA, vormittags, 25. Tag des Monats März

Wir waren müde und in gedrückter Stimmung. Mehr als eine Woche hatten wir im Sattel verbracht und doch nichts vorzuweisen. Die Karawane war entkommen, die Männer darüber enttäuscht und verärgert. Vielleicht waren wir deshalb unvorsichtig und dachten weder an Feind noch Gefahr.

Selbst die Pferde bewegten sich erschöpft und lustlos auf dem steinigen Pfad von den verschneiten Höhen des Libanons hinab. Ihr Atem dampfte in der eisigen Bergluft. Außer dem Klappern der Hufe und dem leisen Klirren des Zaumzeugs war es sehr still hier oben im Gebirge. Einige der Männer trugen gefütterte Handschuhe oder hatten sich den Mantel eng um die Schultern und halb über das Gesicht gezogen. Mein junger, syrischer Knecht Alexis trug die Stiefel mit Stroh ausgestopft und blies schlechtgelaunt auf seine starren Finger.

Unser Trupp bestand aus hundert bewaffneten Reitern. Dazu ein Dutzend Reitknechte auf Ersatzpferden sowie zwanzig Maultiere mit Mundvorrat und Ausrüstung. Keine große Streitmacht, aber ausgesuchte Kerle der Besatzung von

Mons Pelegrinus, der Burg unseres Herrn vor Tripolis. Wir befanden uns auf dem Rückweg, in unsicherem Gebiet, weshalb die Reiter volle Kampfausrüstung trugen. Kettenpanzer, langer Normannenschild, Helm, Schwert und Lanze.

Es war schon Ende März und heute feierten wir Mariä Verkündigung und Beginn des Frühlings. Aus diesem Grund hatte Kyriacos, unser einheimischer Führer, vorgeschlagen, den kürzeren Weg zurück durch die Berge zu nehmen. Eine gewagte Entscheidung, denn trotz der Jahreszeit lag tiefer Schnee in den Pässen.

Nebelfetzen behinderten die Sicht. An schwierigen Stellen saßen wir ab und führten die Pferde am Zaum. Oft war die verschneite Straße schlecht zu erkennen und einmal mussten wir uns mit Hilfe unserer Schilde den Weg durch Schneewehen graben. Später rutschte eines der Packtiere ab und riss ein Zweites in einer Wolke aus Schnee und Geröll in die Tiefe. Beide Tiere lagen verletzt und jämmerlich schreiend auf den scharfkantigen Felsen, eines mit gebrochenem Rückgrat. Der Anblick verschlug uns den Atem, als sähe man sich selbst dort unten liegen.

Ich schickte Knechte mit Seilen hinunter, um das Wichtigste an Ausrüstung zu bergen. Die Schreie der Tiere dauerten uns und so schnitten die Männer ihnen die Kehle durch. Ihr Blut spritzte in zuckenden Fontänen und hinterließ dampfende, grellrot leuchtende Flecken im Schnee. Ich musste lange gebannt darauf starren und später, wenn ich an diesen Tag zurückdachte, war mir das Blut im Schnee immer wie ein dunkles Omen erschienen, das ich damals nicht zu deuten gewusst hatte.

Dann waren die Männer mühevoll mit ihrer Last auf dem Rücken zu uns herauf geklettert. Halb stiegen sie, halb zerrten wir sie an den Seilen hoch. Durchgefroren und übelgelaunt setzte sich unsere Kolonne vorsichtig wieder in Bewegung.

Graf Bertran fluchte über die Kälte, doch er wies die Pferdedecke zurück, die ihm sein Schildträger umhängen wollte. Palmen und Wüsten habe er erwartet, knurrte er missmutig, während er sich die Hände gegen die Oberarme schlug, aber nicht, dass einem die Eingeweide einfröhen. Sein Atem dampfte in der eisigen Luft. Dabei sah er mich an, als sei ich für das Wetter zuständig.

Bertran war erst seit Mitte letzten Jahres in Outremer. So nannten wir das für die Christenheit gewonnene Land entlang der levantinischen Küste. Nun war er Heermeister und *dominus* über die Eroberungen seines Vaters und bereits der dritte Kriegsherr, unter dem ich hier zu dienen hatte. Vierzehn Jahre war es her, seit ich als Grünschnabel ausgezogen war und elf Jahre seit der Befreiung Jerusalems. Inzwischen war ich an das Leben hier gewöhnt, aber für Bertran, frisch aus der Heimat, musste alles noch sehr befremdlich wirken.

Meine Gedanken wanderten zu jenen Gegenden am anderen Ende der Welt, die wir Provenzalen Heimat nennen. Grüne Wälder, silberklare Bäche in den Wiesen. Auf den Gebirgsspitzen läge jetzt noch Schnee, aber die Bauern würden schon die Pflüge ausbessern und das Saatgut prüfen. Und ich sah die Burg meiner Familie vor mir, im Licht der untergehenden Sonne, so wie ich sie in Erinnerung hatte. Eigentlich hätte ich schon vor langer Zeit heimkehren sollen,

wie andere auch. Aber Gott hatte es anders beschieden und inzwischen hatte ich Familie in Outremer und war schon halb verwurzelt. Ich sage halb, denn als Fremder in einem feindlichen Land ... Aber darüber wollte ich nicht grübeln.

Was die Seele zusammenhält, besonders in der Fremde, ist die Gemeinschaft der alten Gefährten, die Verbundenheit von Männern, auf die man sich blind verlassen kann. Unter den Reitern war mein Kriegskamerad Guilhem *lo Galinier*, so genannt, weil er, schlimmer als ein Gockel seinen Hühnern, jedem losem Weibsbild nachsetzte, gleichwohl ob hübsch oder hässlich. Im Schlachtgetümmel gab es keinen Besseren, um einem den Rücken zu decken, außer vielleicht Hamid, mein arabischer Freund, der sich wie immer an meiner Seite befand. Er hatte den Umhang weit über das Kinn gezogen, die Gesichtshaut war grau und nicht von seiner üblichen mattbraunen Farbe.

„Wir sehen nicht wie Ritter aus, eher wie verummte Derwische“, lachte ich, bekam jedoch nur ein mürrisches Knurren zur Antwort.

Hamid war Muslim, schien seinen Glauben aber eher leicht zu tragen, denn ich sah ihn nur gelegentlich beten. Vielleicht weil er als entfloherer Sklave keine Gnade von seinen muslimischen Brüdern zu erwarten hatte. Ursprünglich war er aus Damaskus, doch das Schicksal hatte aus dem Sohn einer reichen Kaufmannsfamilie einen gebrandmarkten Galeerensklaven gemacht, eine Geschichte, über die er nicht gerne sprach. Tiefer als alle Narben auf seinem Rücken war jedoch die Wunde in seinem Herzen. Neben den zwiespältigen Gefühlen für die *ummah*, die Gemeinschaft der Gläubigen, die ihn verstoßen hatte, verband Hamid noch weniger mit den

seldschukischen Eroberern seiner Heimatstadt. Unsere Wege hatten sich gekreuzt, als ich vor Jahren Gelegenheit hatte, ihn vor plünderndem Pöbel zu retten. Seitdem waren wir unzertrennlich. Er hatte sich der *militia christi* angeschlossen und war einer ihrer besten Kämpfer geworden, was ihm Achtung und Ansehen unter den christlichen Mitstreitern eingebracht hatte.

Die dunkle Haut und die kräftigen weißen Zähne hatte er seiner nubischen Mutter zu verdanken, wie er behauptete. Die hatte sein Vater auf einem Sklavenmarkt in Ägypten erstanden und der Alte war ihr so zugetan gewesen, dass er sie zur zweiten Frau erhoben hatte. Vom Vater stammten vermutlich die scharfe Nase, die schwarzen Augenbrauen und der durchdringende Blick, der Hamid manchmal einschüchternd wirken ließ. Er trug die gleiche Ausrüstung wie jeder unserer Reiter. Einzig ein um den Helm geschlungenes Beduinentuch und die Abwesenheit des Kreuzes auf dem Mantel unterschieden ihn von den anderen. Diese Eigenart ließ er sich nicht nehmen.

Hamid redete nicht viel. Dafür war er ein umso besserer Zuhörer und Beobachter. Nichts entging ihm, und wenn er sprach, dann konnte man sicher sein, dass er jedes Wort sorgfältig erwogen hatte. Ich schätzte seine Treue wie seinen Rat, auch wenn er manchmal den Finger tiefer in die Wunde legte, als einem lieb war.

„Ein Beutezug ohne verdammt Beute“, knurrte ich missmutig.

„Es gibt immer ein nächstes Mal.“ Hamid zuckte gleichmütig mit den Schultern. „*Geduld ist der Schlüssel zur Freude*, wie der Prophet sagt.“

Schon vor Wochen hatte Bertran von einem Beutezug geredet, den er hatte unternehmen wollen. Gegenwärtig sah es nicht nach größeren Feindeshandlungen aus, aber Überfälle auf beiden Seiten waren an der Tagesordnung. Oft wagten sich unsere Spähtrupps bis weit ins Land der Muslime, um den Feind zu beobachten und bei Gelegenheit zu plündern, Pferde oder Vieh zu stehlen. Manchmal ging ihnen ein hochgestellter Muslim ins Netz, den man gegen gutes Gold auslösen konnte. Trotz der Gefahren solcher Streifzüge war es nicht schwer, Freiwillige zu finden.

Vor etwa zehn Tagen hatten Spione von einer großen Karawane berichtet, die angeblich von Norden her auf dem alten Handelsweg in Richtung Damaskus ziehen sollte. Von mehr als zweihundert Kamelen war die Rede gewesen, von Ballen von Seide, Säcken von Gewürzen und Truhen voller Gold, Steuereinnahmen für Toghtekin, dem türkischen Herrscher von Homs und Damaskus. Sicher hatten die Späher übertrieben, aber Bertran war immer aufgeregter geworden, je mehr er davon hörte und entschlossen, diese fette Gans eigenhändig zu rupfen.

Als *castelan* der Festung Pilgersberg hatte ich den Trupp eilig zusammengestellt. Hauptsächlich hartgesottene Kriegsknechte und Glücksritter aus allen provenzalischen Grafschaften. Wir konnten nicht wählerisch sein. Wer sich in Outremer als waffenfähig und willig zeigte, den nahmen wir in unsere Reihen auf.

Mit von der Partie waren Ricard de Peyregoux, ein junger Vetter Bertrons. Der schien mir ein hochnäsiger Dummkopf zu sein, den ich am liebsten daheim gelassen hätte, und Roger d'Asterac, ein Ritter aus der Mark Provence, der sich

Bertran vor kurzem angeschlossen hatte. Und natürlich Kyriacos, der einheimische Führer unserer Schar, ein griechischer Christ aus Nordsyrien, irgendwo aus Antiochia oder Tortosa, soweit ich wusste. Er war verlässlich und diente uns schon seit Jahren. Ein kleiner, älterer Mann mit flinken, klugen Augen, was ihm einen etwas verschlagenen Ausdruck verlieh. Aber nie hatte er uns Anlass gegeben, ihm nicht zu vertrauen. Schließlich betete auch er zu unserem Heiland, wenn auch nach Art der Griechen. Als Händler kannte er sich überall in der Gegend gut aus und mit dem Gold des Grafen unterhielt er ein Netz von Spionen in Feindesland.

Als wir vor neun Tagen aufgebrochen waren, hatte Kyriacos uns veranlasst, zuerst nordöstlich in Richtung Homs zu ziehen, um uns an der alten Handelsstraße auf die Lauer zu legen. Zwei Tage lang hatten wir uns auf einem sandigen Hügel im Gestrüpp versteckt, und unser Zeitvertreib bestand darin, Hornvipern und Skorpione zu jagen. Nachts froren wir erbärmlich, denn mit einem Feuer wollten wir uns nicht verraten. Das Essen bestand aus klebrigem Hirsebrei, getrockneten Feigen und übelriechendem Ziegenkäse. Noura war zornig gewesen, als sie von unserem Raubzug erfahren hatte. Unsere verdammte Habgier würde nur wieder den Frieden gefährden, hatte sie geschrien, und ihre Augen hatten Blitze geschleudert. Nun tat es mir leid, dass wir im Zorn geschieden waren. Statt in ihren warmen Armen zu liegen, fror ich auf diesem staubigen Hügel.

Und weit und breit keine Karawane.

Dann war Kyriacos selbst nach Homs geritten, um Näheres zu erfahren. Wir hätten die Karawane knapp verfehlt, sagte er bei seiner Rückkehr. Sie sei schon in Richtung Damaskus

weitergezogen, aber wir könnten sie noch einholen. Er habe auch erfahren, dass nur eine leichte Eskorte Toghtekins Gold bewache. Also waren wir die ganze Nacht und den nächsten Tag hindurch durch die Wüste geritten, bis zu den Vororten von Damaskus. Die Bauern auf den Feldern dieser riesigen Oase liefen in Schrecken davon, als sie uns gewahrten. Aber eine Karawane war auch hier nicht zu entdecken gewesen.

Vor der Stadt konnten wir nicht lagern. Jederzeit hätte man Truppen gegen uns schicken können. Weiter einem Schatten nachzujagen, hätte wenig Sinn gehabt. Kyriacos hatte sich völlig zerknirscht vor Bertran auf den Boden geworfen, Staub auf sein Haupt gehäuft und endlose Entschuldigungen gestammelt, bis Bertran ihm grob befahl, endlich das Maul zu halten. Enttäuscht und bitter über den Rückschlag hatten wir uns auf den langen Heimweg nach Tripolis gemacht.

Ich halte mich nicht für abergläubisch, aber es scheint, als habe alles mit diesem verhexten Dorf angefangen. Noch heute möchte ich mich bekreuzigen, wenn ich daran denke. Dabei war es nur eines von hundert Drecksnestern gewesen, die wir in den Jahren ausgeplündert hatten. Schließlich war Krieg.

Auf Kyriacos Rat hin hatten wir den kürzeren Weg über die Berge gewählt, danach stiegen wir in das Bekaatal hinab. Es war an manchen Stellen fruchtbar, bestand jedoch meist aus ödem Gelände, nur mit spärlichem, braunem Gras bedeckt. Wir verbrachten die Nacht nicht weit von den Ruinen von Baalbek und kamen am nächsten Nachmittag zu dieser Siedlung am Fluss Litani, dessen Wasser die Felder grün hielt. Das Örtchen sah aus der Entfernung wohlhabend genug aus. Wir beschlossen, es zu überfallen, um nicht ganz mit leeren Händen heimzukehren.

Die Bewohner stoben schreiend in alle Richtungen, als gepanzerte Reiter ins Dorf galoppierten. Unsere Männer legten Feuer an die Hütten und begannen zu plündern. Viele der männlichen Dorfbewohner wurden auf der Stelle niedergemacht. Eine Frau, die ihren Mann nicht loslassen wollte, fiel wie er unter den Streichen der Schwerter, so dass ihre Körper sich auch im Tode vereinten.

Die übrigen Frauen, in ihre üblichen, dunklen Gewänder gehüllt, wurden auf den Dorfplatz gezerrt, wo sie sich zitternd und klagend aneinander klammerten und versuchten, ihre Kinder mit den eigenen Leibern zu schützen. Rauch waberte durch das Dorf, die trockenen Schilfdächer loderten, und zum Lärm und Aufruhr der Menschen kamen das verängstigte Meckern der kopflos umherrennenden Ziegen und das schrille Blöken der Schafe, die von unseren Knechten auf der Stelle geschlachtet und enthäutet wurden. Denn wenn sein Leben nicht in Gefahr ist, denkt der Soldat zuerst an den Magen. Es stank nach Rauch, Tierdärmen und Todesängsten.

Dann fingen die Reiter an, den Weibern die Kleider vom Leib zu reißen. Halb nackte Frauen, ihr bleiches Fleisch zitternd, warfen sich vor ihnen auf die Knie und flehten um Gnade, heulende Kinder, die nicht von den Müttern lassen wollten, und eiserne Soldatenfäuste, die wahllos dazwischen schlugen. Ein widerliches und erbärmliches Schauspiel. Aber unsere *veterani* betrachteten es als ihr angestammtes Kriegerrecht, sich diesen düsteren Spaß zu nehmen. Am Tag nach dem ergebnislosen Beutezug schienen sie ihre Wut noch wilder austoben zu wollen. Fleischeslust kann es kaum sein, denn ich selbst empfinde nur Ekel, diesen Auswüchsen

beizuwohnen. Ich glaube eher, es ist der Rausch des Siegers, die triebhafte Befriedigung, den Feind durch Schändung seiner Weiber noch mehr zu demütigen. Ich wandte mich angewidert ab. Soldaten diesen hässlichen Brauch zu verwehren, ist ebenso nutzlos wie gefährlich.

Und dann war Bertran plötzlich hoch zu Ross mitten unter den Männern. Er ritt im Kreis durch das Dorf, wobei er ihnen laut brüllend und mit erhobenem Schwert Einhalt gebot. Einen, der ein junges Weib an den Haaren gepackt hielt, ritt er ohne Warnung in den Staub, und einem anderen, der sich gerade auf eine fette Bäuerin stürzte, schlug er mit der flachen Klinge auf den haarigen Arsch. Es sei nicht christlich, schrie er, fuchtelte mit dem Schwert in der Luft und versprach, den Nächsten, der gegen seinen Willen handelte, auf der Stelle aufknüpfen zu lassen. Die Männer hielten inne und sahen sich bestürzt an. Solche Töne kannten sie nicht. Jeden anderen hätten sie vom Pferd geholt, aber dem Grafen gehorchten sie und ließen von ihrem Tun ab.

Sklaven wollten wir nicht nehmen, und so begannen einige der Krieger, in ihrem Verdruss die Frauen zu erschlagen, wie sie es zuvor mit den Männern getan hatten. Ein Riesenkerl, den ich nicht kannte, hatte ein junges Weib, fast noch ein Kind, an den Haaren gepackt und hob das Schwert, um ihr den Kopf abzuschlagen. Eine kreischende Alte hing an seinem Arm und versuchte vergeblich, seinen Griff zu lockern. Dadurch verfehlte das Schwert sein Ziel und fuhr ungeschickt in die Schulter der jungen Frau. Ein Blutschwall traf die Alte, die sich wimmernd auf die tödlich Getroffene stürzte und die Wunde hastig und vergeblich mit ihrem Gewand zu stillen suchte. Dabei stieß sie spitze

Entsetzensschreie aus.

Als der Kerl ein zweites Mal ausholte, setzte ich ihm die Schwertspitze an die Kehle und ritzte ihn, dass ein Tropfen seines Blutes hervortrat. Mit mörderischem Blick drehte er sich zu mir um. Eine struppige blonde Mähne fiel ihm in die gerötete Stirn. Auf der rechten Wange trug er ein Mal von der Größe und Farbe einer Walderdbeere. Einen Augenblick lang dachte ich, er würde sich vergessen und mich angreifen. Aber dann ließ er ab, und auch die anderen ließen ihre Waffen sinken.

Die Alte, das faltige Antlitz nass von Tränen, saß auf dem Boden und wiegte ihre sterbende Enkelin in den Armen. Als sie meinen Blick spürte, verzerrte sich ihr Gesicht zu einem Ausdruck unbeschreiblichen Hasses. Sie deutete mit blutverschmiertem Finger auf mich und spie mir Worte ins Gesicht, die ich nicht verstehen konnte. Dabei bohrten sich diese schrecklichen, rotgeränderten Augen tief in meine Seele. Ich schob mein Schwert in die Scheide und wandte mich schaudernd ab, nicht ohne das Zeichen gegen den bösen Blick zu machen. Lange noch verfolgten mich ihre Flüche und Verwünschungen, denn anderes konnte es nicht sein.

Wir hinterließen ein verwüstetes Dorf und zu viele Leichen. Die Männer murrten, dass die Ausbeute gering und Bertran ein seltsamer Kauz sei. Wenige Stunden später schlugen wir flussaufwärts unser Nachtlager auf und rösteten das erbeutete Hammelfleisch. Einige zählten die Münzen, deren Verstecke sie bei den Dörflern erpresst hatten. Der ungeschlachte Blonde mit dem roten Mal auf der Wange saß bei Graf Bertrands Vetter Ricard de Peyregoux, der sich laut

vor den anderen mit der Zahl der Ungläubigen brüstete, die er an diesem Tag getötet hatte. Verdammte Maulhelden!

✱

Früh am Morgen nach dem Überfall auf das unglückliche Dorf waren wir der Straße ins Gebirge gefolgt, und nun, am Nachmittag, nach bezwungenem Pass, sah es so aus, als hätten wir den schwierigsten Teil des Weges hinter uns. Schnee war losem Geröll und kargem Flechtenbewuchs gewichen und die Straße breiter und weniger steil geworden, so dass wir leichter vorankamen.

Wir näherten uns einem Wald von riesigen, alten Zedern. Früher soll es überall große Wälder von diesen stattlichen Bäumen gegeben haben, aber inzwischen ist immer weniger davon geblieben. Seit den Tagen Alexanders werden hier Zedern für den Bau von Kriegsschiffen gefällt. Auch die Genuesen sandten regelmäßig Mannschaften zum Holzschlagen in die Berge.

Eine halbe Meile vor uns ritt eine kleine Vorhut von fünf Mann, unter ihnen auch zwei der einheimischen Kundschafter. Ich zügelte meinen Hengst und blickte zurück, ob sich die Kolonne nicht zu sehr auseinanderzog. Auch Hamid hatte angehalten. Die Hunde sahen sich fragend nach uns um, trotteten dann weiter, sicher, dass ich nachkommen würde. Ich besaß zwei riesige, graue Doggen. Normannische Kampfhunde. Außer in der Schlacht waren sie gutmütig und beliebt bei den Männern.

Graf Bertran ritt mit einem kurzen Kopfnicken an mir vorbei.

„Wie lange noch, Jaufré?“

„Zwei Tage etwa!“, rief ich ihm nach. „Morgen Abend können wir in unseren Betten schlafen.“

Bertran ließ sich die Enttäuschung über den mangelnden Erfolg unseres Raubzugs nicht anmerken. Sein Vater Raimon dagegen hätte jeden seinen Zorn darüber spüren lassen. Damit konnte man umgehen. Aber was war vom scheinbaren Gleichmut des Sohnes zu halten? Außerdem trauten nur wenige seinen Fähigkeiten als *magister milites*, denn er hatte kaum Schlachterfahrung aufzuweisen. Dabei war die endgültige Eroberung von Tripolis allein ihm zu verdanken gewesen. Ich will kurz berichten, wie es dazu gekommen war.

Neun Jahre zuvor, im Jahr 1101, also zwei Jahre nach dem Fall Jerusalems, hatten alle großen Führer der *militia christi* eigene Reiche an sich gerissen. Den frommen Lotharinger Godefroi de Bolhon hatte man zum Ärger Raimons zum König von Jerusalem gewählt, obwohl er sich nur *advocatus sancti sepulcri*, Beschützer des Heiligen Grabes, nennen wollte. Der Normanne Bohemund hielt Antiochia, und Balduin, Godefrois Bruder, hatte Edessa am oberen Euphrat erobert. Dann war Godefroi plötzlich gestorben, und Balduin hatte sofort, bevor jemand widersprechen konnte, als dessen Bruder die Königswürde beansprucht. Raimon dagegen vergeudete viel Zeit mit einer Reise nach Konstantinopel, um sich mit Kaiser Alexios zu beraten. Schließlich tauchte er wieder in Latakia auf, wo seine junge Frau, Elvira von Kastilien, halb verrückt vor Sorge auf ihn gewartet hatte. Nach den vielen Strapazen auf dem Feldzug hatte die Frau das rauhe Leben in den Feldlagern gründlich satt. Ich weiß es, denn in der Zeit war ich *capitan* ihrer Leibwache gewesen.

Viele Provenzalen hatten dem Heiligen Land den Rücken

gekehrt und nur dreihundert Berittene und zweitausend Mann Fußvolk waren Raimon geblieben. Nicht mehr als ein Häuflein kampferprobter Starrköpfe, die den Alten nicht verlassen mochten, oder weil sie mit ihren Familien gebrochen hatten und glaubten, so wie ich, kein Zuhause mehr zu haben. Mit diesem kläglichen Heer von *veterani* war er gegen das reiche Tripolis gezogen, um dort eine Grafschaft zu erobern. Elvira beschwor ihn, von dem verrückten Plan zu lassen. Er schalt sie kleingläubig und rief, Gott werde seine Hilfe nicht verwehren. Zudem habe er geschworen, sein Leben im Heiligen Land zu beschließen. Wir Männer sagten nichts, sondern folgten ihm in grimmer Hoffnung, auch dies zu überleben.

Mit dieser kleinen Schar gelang es Raimon jedoch, ein Heer von zehntausend zu schlagen, das der arabische Emir von Tripolis mit Hilfe der Türken aus Damaskus gegen uns aufgestellt hatte. Es muss der Ruf der Unbesiegbarkeit unserer Reiterei gewesen sein, der diesen Sieg ermöglicht hatte. Anders kann ich es mir nicht erklären.

Trotzdem blieb Tripolis weiterhin unerreichbar wie eine verbotene Frucht, die sich in der gleißenden Sonne der Levante weiß und glitzernd vor dem Blau des Meeres abhob. Die Mauern waren zu hoch für Belagerungstürme, und ohne Schiffe konnten wir die Versorgung von See nicht verhindern. Um zumindest den Landweg abzuriegeln, war die Burg Pilgersberg auf einer gegenüberliegenden Anhöhe errichtet worden. Doch ohne den Besitz der Stadt blieb die Grafschaft Tripolis vorerst ein leerer Traum.

Nachdem *anno domini* 1105 Raimon gestorben war, entschloss sich Elvira, mit ihrem dreijährigen Sohn Alfons

Jordan nach Tolosa abzureisen. Nur fort von dieser endlosen Belagerung, diesem nimmer endenden Krieg, fort von Staub und Hitze, Blut und Fliegen. Und wer wollte es ihr verübeln?

Guilhem Jordanus, Graf von Cerdanha, den wir zum Heermeister gewählt hatten, gelang es ebenso wenig, den Widerstand der Stadt zu brechen. Als endlich vor einem Jahr Raimons Sohn Bertran mit viertausend Mann vor Tripolis erschien und sein Erbe verlangte, weigerte sich Guilhem Jordanus, es herauszugeben. Darüber kam es zum Streit und König Balduin erschien in Person, um in Gegenwart der wichtigsten Gefolgsleute beider Parteien die Angelegenheit zu schlichten.

Guilhem pochte auf seine Wahl durch das Heer, seine Kriegserfahrung und Verdienste bei der Eroberung Jerusalems. Außerdem sprach Bertrants vierjährige Abwesenheit seit dem Tod seines Vaters gegen ihn. Dennoch besaß er allein den Schlüssel zur Eroberung von Tripolis. Nicht nur verfügte er über ein Heer von viertausend Mann, sondern, durch ein Abkommen mit den Genuesen, auch über vierzig Kriegsgaleeren, die den Seehafen der Stadt abriegeln würden. Noch dazu Truhen voller Gold, um diese Streitmacht zu versorgen. Daraufhin teilte König Balduin die neue Grafschaft zwischen Bertran und Guilhem auf und die Streithähne mussten sich brüderlich umarmen und gegenseitige Treue schwören.

Dank Bertrants kluger Vorbereitung fiel so die Stadt, und er hatte in kurzer Zeit mehr erreicht als sein Vater. Guilhem Jordanus konnte selbst keinen Nutzen aus dem Abkommen ziehen, denn bald darauf wurde er bei einer Prügelei tödlich verwundet und verstarb. Ein weiterer glücklicher Umstand

für Bertran, der damit alleiniger Herr der Grafschaft wurde.

Viele hatten große Beute gemacht. Aber mancher *veteranus* fragte sich dennoch, warum Bertran sich erst nach vier langen Jahren bequemt hatte, das Erbe seines Vaters anzutreten. Zusammen mit dem alten Raimon hatten wir alles erduldet, Märsche über verschneite Pässe und durch sengende Wüsten, Siege und Niederlagen überstanden, latrinenverseuchte Lagerplätze, Pestilenzen und Hungersnöte. Wenn er, der Weißhaarige, diese Strapazen ertragen konnte, dann konnten wir es auch, hatte es immer geheißen. Aber aus welchem Stoff war sein Sohn? War es ihm überhaupt ernst?

Vielleicht spürte er diese Zurückhaltung. Jedenfalls bestand Bertran als neuer Herr auf dem feierlichen *homagium*, bei dem alle Anführer vor versammeltem Heer ihm den Vasallenschwur zu leisten hatten. Auch ich hatte vor ihm gekniet, nach altem Brauch meine gefalteten Hände dargeboten mit der Bitte, mich als treuer Gefolgsmann unter seinen Schutz stellen zu dürfen. Zum Zeichen seiner Billigung hatte Bertran meine Hände umfasst und mir die Wange geküsst. Eine Hand zum Schwur erhoben, die andere auf der Heiligen Schrift des Kaplans, so hatte ich den von alters her überlieferten Schwur gesprochen, durch Reim und Gleichmaß schön wie ein Lied.

*D'aquesta ora enant
eu Jaufre non decebrai
te Bertran, nel ti tolrai
ni om ne femena ab mun consel...*

Von Stund an will ich, Jaufré, dir, Bertran, treu ergeben dienen ohne Trug oder Verrat, so wie es einem Mann gebührt, der die Hände in die seines Herrn legt. Weder Leben noch Gliedmaßen will ich dir nehmen und dies, ob Mann oder Frau, auch keinem anderen erlauben, sei es auch nur durch Billigung oder Rat.

Und als *castelan* wurde mir von neuem die Verantwortung für die Burg Pilgersberg bestätigt, um alles, was sich darin befand, zu verwalten und für ihn zu bewahren. In der Heimat hatte es sich seit Generationen eingebürgert, dass Titel und Besitz eines *castelans* in seiner Familie verblieben und auf den Sohn vererbt wurden. Aber hier, im neu eroberten Gebiet, war ein *castelan* im ursprünglichen Sinn nur der Hauptmann einer Festung und konnte jederzeit ersetzt werden. *Die Burg Pilgersberg will ich dir bewahren, mit all ihren Teilen und Befestigungen, und dir niemals vorenthalten. Und sollte jemand sie in seine Gewalt bringen, so will ich nicht ruhen, bis ich für dich zurückgewonnen habe, was man dir genommen.*

Dies und mehr hatte ich geschworen, und alles war sorgsam von den Mönchen im Gefolge des Grafen aufgezeichnet worden. Wie jedermann weiß, binden solche Gelübde uns fester als alle anderen Bande, einschließlich jener des eigenen Blutes. Mein Schicksal war nun mit dem Bertrants verbunden. Ich war ganz sein Mann, und nur er selbst oder sein Tod konnten mich davon lösen. So ist es Brauch.

„Warum nennen sie ihn Bertran den Bastard?“ unterbrach Hamid meine Gedanken.

„Er stammt aus Raimons erster Ehe. Eine Verbindung mächtiger Familien. Hat dem Alten ganze Landstriche in der

Provence eingebracht. Später wurde diese Ehe für ungültig erklärt. Wegen angeblich zu naher Verwandtschaft. Da wurde der Erbe plötzlich zum Bastard.“

„Was für eine fränkische Unsitte, eure Ehe für ungültig erklären zu lassen, wenn ihr eine andere Frau heiraten wollt? Noch dazu euren Patriarchen in Rom um Erlaubnis fragen. Was für Umstände?“ Hamid schüttelte den Kopf. „Warum erlaubt euer Prophet Jesus nicht mehrere Frauen gleichzeitig, so wie bei uns? Wenn ein Mann sich eine zweite Frau nehmen will, dann tut er es und niemand beklagt sich. Und warum den Sohn bestrafen? Söhne sind ein Geschenk Allahs. Ein Vater liebt alle Söhne und keiner wird zum Bastard.“

„Gut. Nehmen wir uns also auch vier Frauen, wie euer Prophet erlaubt“, lachte ich. „Aber Raimon hat Bertran deshalb nicht schlechter behandelt. Er ernannte ihn zum Stellvertreter in Tolosa, als er mit dem Heer nach Osten zog. Auch hat er den Grafentitel geerbt, wenngleich daheim nicht alle damit einverstanden sind, wie man so hört.“

„Wegen Alfons Jordan?“

Als Sechzigjähriger und wenige Jahre vor seinem Tod hatte Raimon sein junges Weib noch einmal geschwängert. Elvira war eine zarte, schwächlich anmutende Frau und hatte in den Jahren zuvor wiederholt ihre Leibesfrucht verloren. Bis sie, zur großen Freude des Grafen, ihm zuletzt doch noch ein Kind gebar.

„*Certas*. Der Junge ist zwar erst acht, aber nach unserer Sicht der Dinge gebührt ihm der Vorzug in der Nachfolge.“

Auf dem weiteren Ritt heimwärts über staubige Wege schwiegen wir lange Zeit, und meine Gedanken wanderten zu Noura, die auf unserem Landgut in den Hügeln über Tripolis

auf mich wartete, und zu Adela, unsere elfjährige Tochter. Ich begann, mich auf das Wiedersehen zu freuen. Vielleicht fanden sich in den Souks der Stadt ein paar Geschenke, bevor ich zu ihnen ritt.

„Ihr Franken seid ein blutrünstiges Volk“, unterbrach Hamid meine Gedanken, nachdem er stundenlang vor sich hin gebrütet hatte. Er spielte ohne Zweifel auf die Plünderung des Dorfes im Bekaatal an.

„Die Türken sind nicht besser.“

„Nein. Auch die sind Barbaren. Was kann man von einem Nomadenvolk anderes erwarten.“ Er benutzte das griechische Wort *bárbaroi*, obwohl er unsere Sprache gut beherrschte. In Outremer blieb es nicht aus, dass immer mehr fremde Worte Eingang in unsere Sprache fanden.

„Plündern und Brandschatzen ist Kriegsrecht“, entgegnete ich ungerührt. „Wie willst du ein Heer ernähren, wenn nicht geplündert wird?“

„Verpflegung ist eines ...“, räumte er ein.

„Und die meisten sind überhaupt nur dabei, weil es Gelegenheit zum Plündern gibt. Das bisschen Sold, das sie kriegen, da hätten wir bald kein Heer mehr.“

„Auch das verstehe ich, aber warum Menschen grundlos totschiagen? Ein Dorf voller Frauen und Kinder. Ist das die Liebe eures Gottes, um die ihr so viel Aufhebens macht?“

„Es ist schwer, die Männer zurückzuhalten, wenn sie sich in einen Blutrausch steigern.“ Ich ärgerte mich, weil Hamid recht hatte, wenn ich es auch ungern zugab. War ich durch diesen verdammten Krieg genauso verroht wie die meisten?

„Blutrausch? Dass ich nicht lache.“

„Was spielst du dich so auf? Du bist doch sonst nicht

zimmerlich“, erwiderte ich gereizt. „Wie viele Dörfer haben wir nicht schon geplündert in den letzten Jahren, nicht zu reden vom großen Morden in Jerusalem und anderen Städten? Du warst doch immer dabei!“ Als er nicht antwortete, fuhr ich mit meiner Tirade fort. „Und was haben die Türken gemacht? Christliche Gefangene haben sie gepfählt, ihnen die Haut bei lebendigem Leib abgezogen. Und dann der Pilgerzug dieses verrückten Pierre d’Amiens? Nichts als armes Volk, Frauen und Kinder. Sie haben sie alle gemeuchelt. Ich habe selbst die Gebeine gesehen. Über zehntausend müssen es gewesen sein.“

„Ich kannte dieses Dorf von früher“, erwiderte er schließlich und seufzte. „Vor vielen Jahren war ich mit der Karawane meines Vaters unterwegs und wir haben dort gerastet. Sie waren sehr gastfreundlich und haben ihr Essen mit uns geteilt.“

„Es tut mir leid“, sagte ich betroffen.

Ja, dieser Krieg wurde brutal und ohne Anstand geführt. Warum nur dieser Hass auf alle, die anders waren, anders lebten und anders beteten? Die Verbohrtesten waren oft die Geistlichen. Daheim predigten sie Liebe und Vergebung. Gegen die Fehden der Adelligen wetterten sie, und wer es wagte, den Kirchenfrieden, die *pax ecclesiae*, zu brechen, der forderte den Kirchenbann heraus. Doch hier war alles erlaubt. Es geschehe zur Glorie des Herrn, und wenn Gott diesen Menschen hier zürne, dann müsse er schon seine Gründe haben. Denn der Herr sei gerecht und wir nur sein Werkzeug und wir dürften daher nicht müde werden, seinen Auftrag zu erfüllen. Und so taten wir uns gegenseitig, Freund wie Feind, unbeschreibliche Dinge an. Wer nicht sein Leben

verlor, der lief Gefahr, seine Ehre zu verlieren, und manchem kam sogar noch das Letzte abhanden, was einem an Menschlichkeit blieb, das schlechte Gewissen.

„Ich hätte schneller eingreifen sollen“, brummte ich.

„Dann bitte deinen Gott um Vergebung! Er vergibt euch doch alles, oder? Sehr bequem, euer Glaube.“

„*Merda*, Bruder! Spotte nur nach Herzenslust. Es macht es auch nicht besser.“ Eine Weile schwiegen wir verdrossen.

Wir ritten durch eine wilde Landschaft. Zerklüftete Felsen und tiefe, enge Schluchten. Trotzdem gab es genug fruchtbare Erde für mächtige Bäume und dichtes Unterholz. Welch ein Gegensatz zum kahlen, verschneiten Pass heute Morgen.

„Was war mit der Alten, die mich so giftig angeschrien hat?“ Ich konnte die hasserfüllten Augen des Weibs nicht aus dem Kopf bekommen.

„Der wir die arme Enkelin ermordet haben?“

„Was hat sie gesagt?“

„Das willst du nicht wissen.“

„*Diga me, putan!*“, drang ich in ihn, es mir zu verraten.

„Sie war außer sich.“

„Sie hat mich verflucht, oder?“

„Das hat sie.“ Es war ihm sichtlich unbehaglich.

„Dabei habe ich sie gerettet!“

„Der Tod wäre ihr lieber gewesen.“

„Was hat sie geschrien?“

„Dass du das Gleiche erleiden sollst, was man ihr angetan hat.“

„Was noch?“

„Dass du deine gesamte Familie zu Grabe tragen wirst und

dass dich selbst danach der *schitan*, der Satan, zur ewigen Verdammnis in die Hölle holen wird.“

Obwohl ich Derartiges geahnt hatte, fuhr ich erschrocken zurück. „*Que Dieu m'ajut!*“, beschwor ich Gottes Hilfe. Zur Sicherheit machte ich noch die Faust zur *corna*, dem Hornzeichen, als Schutz gegen alles Böse, und dann spuckte ich für Glück noch drei Mal auf den Boden.

„Geschwätz einer alten Frau“, brummte Hamid beruhigend.

„Bei uns Provenzalen werden solche Flüche ernst genommen. Ganz besonders solche von alten Frauen.“ Und so machte ich zur Sicherheit noch einmal das Hornzeichen und bekreuzigte mich dazu.

Immer noch felsige Hänge und dichter Wald um uns herum. Keine Spuren einer menschlichen Axt. Diese Gegend schien einsam zu sein, denn seit dem Pass waren wir niemandem begegnet. Die Bäume hatten wuchtige Stämme, ausladende Äste und hohe Kronen. Mussten hunderte von Jahren alt sein. Dann kamen wir an eine Weggabelung. Links ging es steil ins Tal hinab. Von ganz unten glitzerte ein Bergbach zwischen den Bäumen hindurch. Dies sei das Wadi des Nahr Quadisha, erklärte Kyriacos. Der Weg führe zwar auch zur Küste, aber nach Tripolis müssten wir uns rechts halten. Es sei noch ein strammer Tagesritt. Der Mann kam mir etwas unruhig vor, aber sicher war er nur ungeduldig wie wir alle, unseren Ritt endlich zu beenden.

Also folgten wir dem angezeigten Pfad, der an einem steilen Hang entlang führte. Schließlich erreichten wir eine breite, felsige Hochfläche. Zu rechter Hand erhoben sich die verschneiten Bergspitzen und links bot sich eine unglaubliche Aussicht über das zerklüftete Tal, über ferne,

blassblaue Hügel bis hin zur weit entfernten Küste. Schließlich ritten wir auf ein kleines Dorf zu. Laut Kyriacos nur ein armes Bergbauerndorf, wo nichts zu holen war. Bertran erklärte, auf der westlichen Seite des Libanon wolle er die Bauern schützen und nicht ausplündern, was ihm wieder ein Murren der Männer einbrachte.

Das Dorf bestand aus einer Handvoll armseliger Hütten, deren Mauern aus den umliegenden Felsbrocken aufgeschichtet waren. Seltsamerweise lag es ganz verlassen da. Wir entdeckten keine Menschenseele. Auch keine Tiere. Wie ein totenstilles Geisterdorf. Vielleicht hatten die Bewohner uns bemerkt und waren samt ihrer Habe geflohen. Verstecke gab es in der Gegend genug. Doch wer hätte sie vor uns warnen sollen? Wir waren unerwartet zu dieser frühen Jahreszeit von der Passstraße gekommen und niemand konnte uns gesehen haben. Aber ich war zu müde, um weiter darüber nachzudenken.

Während der kurzen Rast tränkten wir die Pferde an einem Bergbach, der durch das Dorf floss, und füllten unsere Wasserschläuche, bevor wir wieder aufsaßen. Langsam ging es weiter bergab. Es war nun merklich wärmer geworden. Mancher nahm den schweren Helm ab und hängte ihn an den Sattelknauf.

Auch ich tat es ähnlich und fuhr mit den Fingern durch mein schweißverklebtes Haar. Wir verließen den Wald und betraten eine riesige Lichtung von vielleicht achthundert Schritten Durchmesser. Am anderen Ende führte die Straße in eine Lücke zwischen Felswänden. Unsere Vorhut war schon dort und gab Zeichen, dass der Weg frei sei. Dann verschwanden sie in der Schlucht.

Meine Hunde waren nirgends zu sehen. Sicher liefen sie wie immer mit der Vorhut voraus. Mitten auf der Lichtung hielten wir einen Augenblick an. Die Sonne stand nun schon tief. Ein ruhiger, schöner Nachmittag. Hoch oben im Blau des Himmels drehte ein Falke seine Kreise. Mein Hengst Ghalib tänzelte und legte die Ohren an. Etwas schien ihn zu beunruhigen. Verwundert raunte ich ihm beruhigende Worte zu und strich über sein schwarzes Fell. Dann sagte Hamid etwas Seltsames.

„Ich frage mich, ob es diese Karawane jemals gegeben hat.“

„Wie meinst du das?“

„Ist mir gerade wieder in den Sinn gekommen. Zweihundert Kamele ziehen nicht spurlos durch die Wüste. Und die wenigen Spuren schienen mir zu dürftig und zu alt gewesen zu sein.“

„Vielleicht haben sie einen anderen Weg genommen.“

„Vielleicht.“ Er starrte nachdenklich in die Ferne. „Wer hat uns von der Karawane erzählt?“

„Kundschafter.“

„Alle in Kyriacos' Sold.“

Wir gaben den Pferden die Sporen und holten auf. Inzwischen waren die Ersten der Hauptabteilung schon fast in der Schlucht. Links und rechts war der Weg von dichtem Baumbewuchs gesäumt.

„Was willst du damit sagen?“, fragte ich beunruhigt.

„Wo ist eigentlich Kyriacos?“ Hamid drehte sich suchend um.

Irgendwo weit vor uns schlugen meine Hunde plötzlich an. Ihre tiefen Stimmen überschlugen sich vor Wut und hallten durch die Schlucht. Gleichzeitig stob eine Wolke von Vögeln

kreischend in die Luft. Urplötzlich war mir klar, dass wir in argen Schwierigkeiten steckten.

Mit zwei Fingern im Mund stieß ich einen gellenden Pfiff aus. Dann schrie ich, so laut ich konnte. „Zurück, zurück! Sammeln!“

Unser Trupp hielt so abrupt, dass einige Gäule stiegen und beinahe ihre Reiter abgeworfen hätten. Die Männer blickten sich unsicher um. Da surrten Pfeile aus den Büschen. Ein Mann vor mir wurde ins Auge getroffen. Das machte einen Laut wie eine Melone, die auf den Boden aufschlägt. Seine Finger krallten sich um den Schaft, dann sank er rücklings vom Pferd. Ein anderer bekam einen Pfeil in den Arm, noch während er versuchte, seinen Schild nach vorn zu ziehen. Ein Gaul wurde im Hals getroffen und schrie vor Schmerz auf. Dann galoppierte das Tier davon, während der Reiter Mühe hatte, im Sattel zu bleiben.

Jetzt prasselte ein ganzer Hagel von Pfeilen auf uns ein. Mehrere Pferde wurden getroffen. Ich zog den Schild vom Rücken und legte die Lanze an. Keine Zeit mehr, den Helm aufzusetzen. Ich stieß dem Hengst brutal die Sporen in die Flanke, riss den Schild hoch und galoppierte zehn Schritte vor, um Bertran zu decken. Dabei brüllte ich: „Zu mir, zu mir! Schützt den Grafen!“

Pfeile schlugen hart und mit lautem Schlag in meinen Schild ein. Ich sah mich um. Bertran saß regungslos im Sattel und blickte verwirrt um sich. Die Überraschung schien ihn gelähmt haben. Sein *escudier*, der ihn hätte schützen sollen, war nirgends zu sehen. Drei Reiter stoben zu unserer Hilfe. Einer erhielt gleich einen Pfeil durch die Kehle. Er starrte mich entsetzt an. Dann drang ihm ein Schwall von

Blut aus dem offenen Mund und sein Schrei erstickte in gurgelnden Lauten. Die beiden anderen halfen, Bertran mit erhobenen Schilden zu decken. Mehr und mehr Pfeile trafen uns, einer prallte von meinem Kettenpanzer ab, ein anderer blieb im Lederwams darunter stecken. Unter der Deckung der Schilde hindurch, sah ich einen Mann unserer Vorhut im vollen Galopp aus der Schlucht fliehen, aber ein ganzer Schwarm von Pfeilen traf sein Reittier und er stürzte schwer aus dem Sattel. Es war unser Freund Guilhem *Galinier*. Ein Pfeil traf ihn am Helm, ein zweiter glitt von seinem Panzer ab, während er sich benommen hochrappelte und seinen Schild vom Boden hob. Da war Hamid schon bei ihm und griff nach seinem Arm. Guilhem ließ den Schild fahren und krallte sich am Sattelknauf fest, und so zog Hamid ihn außer Reichweite der Pfeile.

Bertran hatte sich inzwischen von seinem Schreck erholt und gab seinem Gaul die Sporen. Wir galoppierten ihm nach. Ich sah, dass einer der Männer, die mir geholfen hatten, Roger, der Ritter aus der Provence war. Ich weiß nicht, wie die Hunde es geschafft hatten, unversehrt zu entkommen, aber da waren sie und liefen in langen, kraftvollen Sätzen hinter mir her. Ohne sie wären wir ahnungslos in die Falle gelaufen. Auch Guilhem war wieder zu Pferde. Er musste sich eins der reiterlosen Tiere gegriffen haben.

Unser Trupp floh in gestrecktem Galopp über die große Lichtung zurück, verfolgt von feindlichen Kriegstrommeln, die nun über die Lichtung dröhnten. Ich warf einen Blick über die Schulter. Kein Zweifel, es waren Seldschuken auf ihren schnellen, wendigen Pferden, die in Scharen aus ihren Verstecken im Wald brachen. Leichtgerüstete Nomadenreiter

von den Stämmen aus Anatolien oder den Steppen Asiens, mit Bögen, kleinen Schilden und langen Schwertern bewaffnet. Sie folgten uns mit Pfiffen und wildem Geheul und dem Ruf „*Allāhu akbar*“. Sie waren weit in der Überzahl, mindestens das Fünffache unserer kleinen Schar von hundert Mann, und unsere kopflose Flucht trieb sie zu hastiger Verfolgung an.

Die Hufe unserer Schlachtrosse donnerten über den ausgetrockneten Boden. Am Ende der Lichtung blieb uns nur der Waldweg den Berg hinauf, den wir gekommen waren. Mit ihrer leichten Bewaffnung und schnelleren Pferden würden sie uns jedoch bald einholen und zermürben. Angriff und Scheinrückzug. Diese Art zu kämpfen hatten sie zur Vollkommenheit entwickelt. Geling es ihnen, eine ausreichende Zahl unserer Reittiere lahm zu schießen, dann würden wir absitzen und unser Heil hinter den Schilden suchen müssen. Aber sie würden uns einkreisen und immer wieder mit Pfeilen belegen, bis wir alle tot waren. Unser Heil lag allein im Nahkampf und die einzige Rettung war ein mutiger Gegenangriff.

Der Boden stieg an, und unter dem Gewicht der gepanzerten Reiter begannen die Gäule, heftiger zu atmen. Schaum flog ihnen von den Mäulern. Es klirrten Waffen, Zaumzeug und Beschläge. Rechts und links warfen die Männer mir unruhige Blicke zu. Sie warteten auf meinen Befehl. Ich blickte abermals über die Schulter. Unser wilder Galopp hatte den Feind überrascht, und es war uns gelungen, Abstand und damit Zeit zu gewinnen. Erneut piff ich durch die Finger, zerrte an den Zügeln und riss abrupt den Rappen herum.

„In Linie, doppelte Schlachtreihe. Auf mein Kommando!“,

brüllte ich. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie unser kleiner Tross von Packtieren weiter bergauf flüchtete und sich in Sicherheit brachte. Einer der Knechte hörte jedoch auf Guilhems wilde Flüche und zerrte für ihn Schild und Lanze von einem der Maultiere, bevor er den anderen folgte.

Ich war froh, dass der harte Drill Früchte trug, denn in wenigen Augenblicken waren wir in gerader Linie zum Angriff formiert und bildeten eine lanzenstarrende, enge Front von fünfzig Mann, dahinter standen weitere fünfzig dicht auf. Eine tapfere kleine Truppe, aber im Angesicht der feindlichen Überzahl kam sich mancher verloren vor. Auch mir schlug wild das Herz im Leibe.

Das Trommeln der feindlichen Hufe wurde lauter, als die Masse der Türken ungeordnet auf uns zuhielt. Neben mir befand sich ein junger Gascogner, der erst kürzlich zu uns gestoßen war. Dünner Bartflaum spross auf seinen Wangen. Fast noch ein Kind. Er starrte auf die schiere Menge des Feindes und schluckte heftig.

„Ruhig Blut, Junge!“, raunte ich ihm zu.

Ich setzte den Helm auf und zog das Kinnband fest. Dann legte auch ich meine Lanze an. Ghalibs muskulöser Körper war wie eine gespannte Bogensehne, und er wartete unruhig schnaubend auf mein Kommando. Hinter mir wusste ich Hamid. Bertran hatte ich aus den Augen verloren. Es blieb keine Zeit mehr, ihn zu suchen, denn schon fächerten die Feinde ihre Kampflinie aus, um uns zu umzingeln. Genau das wollte ich verhindern. Weniger als zweihundert Schritte trennten uns von den heranstürmenden Seldschuken. In ihrer Mitte ritt eine Gruppe von *ghulam*, eine aus Sklaven bestehende, schwergewaperte Elitetruppe. Das waren harte

Männer und bestens ausgebildet. Die mussten wir zuerst besiegen, sonst würde es heute schlecht für uns ausgehen.

Die vordersten Reihen zögerten, als sie sahen, dass ihnen unsere kleine Schlachtreihe entschlossen entgegentrat. Sie begannen, ihre Pferde zu zügeln und rissen Bögen von den Schultern. Die *ghulam* bildeten eine Reihe in vorderster Front. Aber die heranstürmende Masse dahinter ritt ungezügelt in sie hinein, und es entstand ein augenblickliches Durcheinander, in dem Pferde stürzten und Reiter unter die Hufe kamen. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen.

„*A l’assai!*“, brüllte ich und gab Ghalib die Sporen.

Die Pferde sprangen fast gleichzeitig nach vorn und rasten in selbstmörderischem Galopp mitten in den wirren Haufen der immer noch nach vorn drängelnden Türken. Dabei brüllten die Männer den Schlachtruf der Provenzalen: „Tolosa, Tolosa!“

Ein geballter Reiterangriff mit untergelegten Lanzen, ungezügelt und mit voller Wucht in den Feind zu preschen, das verlangt großen Mut. Ghalibs sprang in großen Sätzen nach vorn und schien noch an Geschwindigkeit zu gewinnen. Wir flogen auf den Feind zu, und ich sah, wie sich die Augen der vordersten Türken weiteten und die Ersten sich abwandten, um dem plötzlichen Ansturm zu entkommen. Die Kämpfer der *ghulam*, die nicht durch die Nachdrängenden behindert waren, rückten enger zusammen. Wir hielten direkt auf sie zu. Ich packte die Lanze fester und bereitete mich auf den Aufprall vor.

Es war ein ohrenbetäubender Lärm, als unsere Stechlanzen trafen und die *ghulam* aus den Sätteln stießen, bevor uns

ihre Schwerter erreichen konnten. Das schiere Gewicht der eng an eng heranstürmenden Schlachtrosse, der schweren Schilde und Panzer sprengte eine Schneise durch die Reihen der Feinde, deren Reiter und Pferde aufschrien wie ein einziges, riesiges und verwundetes Tier. Der Staub stieg in Fontänen zum Himmel, Männer stürzten und wurden unter Hufen zertrampelt, reiterlose Gäule suchten das Weite und verschlimmerten das Durcheinander unter den Türken.

Der Angriff der Seldschuken war zum Stehen gekommen. Im Nahkampf schützte uns die schwerere Panzerung. Unsere Lanzen stachen links und rechts. Schmerzschreie und Triumphgeheul. Seldschuken wurden aus den Sätteln gefegt, Pferde bäumten sich auf und meine Männer drangen in die Lücken vor. Auch mein junger Gascogner hielt sich wacker neben mir.

Plötzlich schien ein Ruck durch die feindlichen Reiter zu gehen. Die Hintersten wendeten ihre Gäule zuerst, dann stoben alle in Schrecken davon. Wir folgten, aber verhalten und mit Vorsicht. Die Masse der von Furcht erfassten Türken wollte durch die schmale Schlucht entkommen, die als Hinterhalt geplant gewesen war, aber es waren zu viele, die sich durch die Enge zwängen wollten. Einige ihrer Anführer versuchten, sie zurückzuhalten, Ordnung zu schaffen, um einen Gegenangriff in Gang zu bringen. Hörner erklangen. Die meisten folgten zuerst unwillig, doch schließlich sammelte sich ein größerer Haufen und wandte sich in breiter Front gegen uns. Es waren noch Kettenpanzer der *ghulam* darunter, doch nicht mehr viele. Die meisten Seldschuken trugen leichte Lederpanzer, Pelzmützen, Turbane und farbenfrohe Umhänge. Die Stimmen der

Anführer gelleten, gespannte Bögen hoben sich und darüber leuchteten Speerspitzen und hochgereckte Schwerter im Licht des späten Tages. Abermals setzten die Kriegstrommeln ein und machten einen Lärm, als poche das Blut in den Schläfen. Die Wut des Feindes war spürbar entfacht und tönnte gefährlich wie das Brummen eines Schwarms zorniger Wespen. Immer wieder riefen schrille Stimmen zu ihrem Gott Allah und die Menge wiederholte die Rufe dröhnend, um uns einzuschüchtern. Ich musste schlucken, obwohl meine Kehle wie ausgetrocknet war.

Inzwischen hatten auch wir uns wieder gesammelt, und ich trieb unsere Männer zu erneutem Angriff an. Ich wollte dem Feind keine Zeit lassen, sich noch besser aufzustellen, denn sie waren nach wie vor in großer Überzahl.

Wir ritten durch einen Hagel von Pfeilen, die Schilde zum Schutz bis an den Helmrand gehoben. Eines unserer Pferde strauchelte und stürzte. Sein Reiter ging schwer zu Boden, dann stoben wir in das riesige Knäuel der türkischen Krieger. Wieder der Aufprall der Lanzen und das Zusammenkrachen der Schilde. Das Brummen wütender Wespen ging in einen gewaltigen Aufschrei aus hunderten von Kehlen über, bis man nur noch Stahl auf Stahl, das Splintern der Lanzen und die Schreie der Getroffenen hörte. Reiterlose Gäule stoben davon. Einer der Unsrigen stürzte vom Pferd, vom Hieb eines *ghulam* Kriegers getroffen.

Aber auch diesmal hatte unser geballter Aufprall seine Wirkung nicht verfehlt. Tiefe und blutige Schneisen hatten wir in die Reihen der Feinde geritten, und plötzlich verloren die Türken allen Mut. Entsetzen sprang aus ihren Augen, viele wandten sich zur Flucht. Wir schleuderten unsere

zerborstenen Lanzen beiseite und rissen die Schwerter aus den Scheiden. Immer wieder blitzten die Klingen im späten Sonnenlicht auf und die Feinde fielen in Mengen. Es war kein Kampf mehr, nur noch ein Gemetzel und Abschlachten.

Einer der *ghulam* bedrängte mich. Ich traf seinen Helm, von dem mein Schwert abglitt, seinen blitzschnellen Gegenstoß fing ich mit dem Schild auf. Da bohrte sich eine provenzalische Lanze zwischen die Schuppen seines Panzers. Als er vom Pferd glitt, löste sich sein Helmgurt, und ich sah, dass es ein pechscharzer Nubier war. Aber schon gab es andere zu verfolgen und zu töten. Hamid deckte meine Seite, und sein Schwertarm war rot von Blut. Ein Türke hob abwehrend den Arm, als ein Schwerthieb dem Mann die Hand abtrennte und ihm trotz Helm tief in den Schädel fuhr. Ich hatte meinen Schild fahren lassen und führte das Schwert mit beiden Händen, während ich Ghalib mit den Beinen lenkte. Ohne Unterlass schwangen wir unsere Schwerter gegen die schreiende Menge der fliehenden Seldschuken, die sich kaum noch wehrten. Wem es nicht gelang, durch die Schlucht zu entkommen, starb an diesem Tag unter unseren Streichen.

Zuletzt hielten wir keuchend inne. Die Arme schwer wie Blei und blutbesudelt saßen wir auf den heftig atmenden und schaubefleckten Gäulen. Tote und Verletzte überall, Mensch wie Tier. Schwerverwundete krochen über zertrampeltes Gras. Schreie und Gewimmer, abgeschlagene Glieder und Leiber mit grausigen Schwertwunden. Ein Mann saß auf dem Boden und starrte verwundert auf seine Gedärme, die er in den Händen hielt. Ein anderer versuchte, den Mantel um den blutenden Stumpf seines Arms zu

wickeln. Ich sah ein Gesicht ohne Unterkiefer und gespaltene Schädel, aus denen die Hirnmasse trat.

Guilhem ritt heran. Sein zweiter Schild war zerhauen und nicht mehr zu gebrauchen. Er warf ihn angewidert ins Gras. „Schlechte Arbeit, *putan!*“ Dann grinste er mich an. „Heiße Arbeit, was Jaufré?“

Der junge Gascogner kotzte hinter vorgehaltenem Schild. Ich konnte es ihm nicht verdenken. Selbst nach so vielen Kriegsjahren ist der Anblick eines Schlachtfeldes auch für mich nicht erträglicher geworden. Ich riss den Helm vom Kopf. Schweiß brannte mir in den Augen. Todmüde stieg ich vom Pferd und versuchte, mein Schwert an einem Grasklumpen sauber zu wischen. Am liebsten hätte ich mich hingelegt. Arme und Schultern brannten wie Feuer. Auch Hamid war erschöpft. Die Hunde kamen zu mir und rochen an dem Blut, das mich bedeckte. Ich umarmte beide und kraulte ihnen die Ohren. In diesem Moment liebte ich diese riesigen, grauen Viecher, die mein Gesicht ableckten. Sie hatten uns gerettet.

Der Gascogner war grün im Gesicht und wischte sich den Ärmel über den Mund. Dann bekreuzigte er sich und schaute beschämt zu mir herüber.

„Du hast tapfer gekämpft, mein Junge. Nach meiner ersten Schlacht ging’s mir schlimmer.“ Ich lächelte ihm matt zu.

„Ich sah mich schon tot, Herr. Es waren so viele.“

„Nur leichte Reiterei. Ungeordneter Angriff. Trotzdem. Es hätte auch anders kommen können.“

In der Tat. Mir saß selbst noch der Schreck in den Knochen. Ich sah Nouras Gesicht vor mir und es war, als spürte ich ihren Kuss auf den Lippen. Ich stehe noch, mein Herz! Dann

atmete ich tief durch und klopfte meinem Rappen Ghalib den Hals. Seine Flanken hoben und senkten sich nach der Anstrengung. Ich küsste ihn auf die Nüstern, und er rieb seine Nase an mir und blies mir seinen heißen Atem ins Gesicht.

Graf Bertran näherte sich, immer noch zu Pferde. Geistesabwesend beäugte er Tod und Zerstörung um uns herum.

„Verdammt, Montalban! Ich verdanke dir mein Leben“, sagte er verwundert.

Er stieg ab und ließ sich auf den Rücken fallen. Das Geschehene musste ihn stark mitgenommen haben. Genauso wie seinen Vetter Ricard. Den sah ich benommen auf einem Stein sitzen mit Augen, als habe er ein Gespenst erblickt. Die Hand, mit der er sich die schweißnassen Haare aus der Stirn strich, zitterte stark. Die Innenseite seiner Beinkleider war von Pisse durchnässt. So etwas kommt vor. Die erste Schlacht im Leben schlägt oft auf die Eingeweide. Nichts kann einen Mann auf die Schrecken eines Schlachtgemetzels vorbereiten, wenn unter höllischem Lärm ganze Horden von johlenden Teufeln heranstürmen, um einen umzubringen. Als sähe man sich einer übermächtigen Naturgewalt ausgesetzt. Man spürt nur noch den Drang, in blindem Schrecken davonzulaufen. Nur Schulter an Schulter mit seinen Gefährten kann man das überstehen.

Ich konnte mich nicht erinnern, Ricard im Getümmel gesehen zu haben. Hatte er sich abseits gehalten? Auf einmal sah er auf und bemerkte meinen prüfenden Blick. Als es ihm dämmerte, dass ich seine Schwäche erkannt hatte, stieg ihm Schamröte ins Gesicht. Er setzte sich steif auf, und sein

Mund wurde hart.

Ich zuckte mit den Schultern und wandte mich ab.

Kreuz und quer lagen die Leiber der Verwundeten und Toten, manche übereinander, so wie sie gefallen waren, verletzte Pferde dazwischen, die schrill wiehernd versuchten, auf die Füße zu kommen. Vor mir lag ein toter Seldschuke in feinen Gewändern. Eine Lanze hatte das Kettenhemd über seiner Brust durchbohrt und war dann abgebrochen. Er lag dort ohne Helm, ein kurzer Bart und dunkles, langes Haar umrahmten sein Antlitz, das im Angesicht des Todes gelassen wirkte, fast lächelnd. Ein gutes Gesicht. Wie das eines Mannes, mit dem man Geschichten am Lagerfeuer austauschen würde. Warum bist du es, der hier liegt und nicht ich? Hast du ein Weib, das um dich trauert? Kinder? Wofür hast du dein Leben gegeben? Dies ist ebenso wenig dein Land, wie es das meine ist.

Der Mann hielt noch seinen Bogen in der Hand. Ich bückte mich und hob die Waffe auf. Ein feiner, aus Holz, Horn und Sehnen verleimter Kampfbogen, der Handgriff mit Silbereinlagen verziert. Ich nahm auch den vollen Köcher von dem Toten.

„Eine gute Waffe“, hörte ich Hamid hinter mir sagen.

„Ich will sie behalten.“

Unsere Reiter waren abgestiegen und gingen über das Schlachtfeld, stachen Verwundete nieder und durchsuchten die Gefallenen nach Wertvollem. Sie nahmen alles, was man in den Souks von Tripolis zu Geld machen konnte und heute schienen sie mit ihrer Beute zufrieden zu sein. Waffen, Helme, Gürtelschnallen, Fibeln, Münzen oder Goldringe, denn Krieger tragen meist ihren ganzen Reichtum bei sich.

Zu viel Zeit wollte ich ihnen allerdings nicht geben. Trotz des gewonnenen Waffengangs fühlte ich mich nicht sicher, denn genug Türken hatten überlebt.

„Gebt die Losung aus, dass wir aufbrechen.“

Ich rief einen kleinen Trupp unter Leitung des Ritters Roger zusammen, um die Seldschuken eine Strecke lang zu verfolgen und zu beobachten, ob sie tatsächlich das Feld geräumt hatten. Kein zweites Mal sollten sie uns überraschen. Ich wollte auch Kyriacos' Kundschafter mitschicken und sah mich nach ihnen um. Doch weder er noch seine Leute waren irgendwo zu sehen.

Als unsere Reitknechte mit den Packtieren aus dem Wald kamen, befand sich der Grieche unter ihnen, aber mit Erstaunen bemerkten wir, dass er die Hände auf dem Rücken gefesselt hatte. Alexis, mein Knecht, zerrte ihn wütend aus dem Sattel und stieß ihn mir vor die Füße. Sein forsches Auftreten verwunderte mich, kannte ich ihn doch eher als zurückhaltend und bescheiden.

„Er wollte fliehen, als es schlecht für die Türken lief.“

Es dauerte ein wenig, bis mir klar wurde, was er meinte.

„Was, zum Teufel? Kyriacos ein Verräter?“

„Die anderen sind entkommen.“

Alexis holte tief Luft, um sich zu beruhigen. Hamid warf mir einen bedeutsamen Blick zu, und es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Deshalb waren vorhin die Späher verschwunden. Alles ein abgekartetes Spiel. Die Türken hatten vielleicht schon tagelang auf uns gelauert. Deshalb war auch das Dorf leer gewesen. Aus Furcht vor den fremden Kriegern hatten die Leute sich versteckt. Dieser Mann, den wir seit Jahren kannten und vertrauten, hatte uns

schmählich verraten. Das war für uns Provenzalen schwer zu begreifen, denn unsere Lebensweise ist auf gegenseitigen Treueverpflichtungen aufgebaut. Mit dem Wort eines Mannes verband sich seine Ehre. Mir stieg die Zornesröte ins Gesicht. Nur mit Mühe hielt ich mich zurück, ihn nicht auf der Stelle zu erschlagen.

„Warum, du elender Hund?“

Er lag vor mir auf den Knien, sein Mund öffnete sich, aber anstatt zu sprechen senkte er den Blick und machte ein finsternes Gesicht, als habe er die Sinnlosigkeit einer Verteidigung erkannt.

„Bist du nicht Christ?“, fauchte ich ihn an. „Du hast täglich neben uns gebetet und verrätst dennoch deine Christenbrüder?“

Er hob trotzig die Augen. „Was schert mich euer lateinisches Christentum? Bin ich eurem anmaßenden Bischof von Rom verpflichtet? Wir lebten gut mit den Muslimen, bis ihr kamt und alles zunichtegemacht habt.“

„Sind dir türkische Eroberer lieber als christliche?“

„Die Türken haben ihren Tribut genommen und uns ansonsten in Ruhe gelassen. Aber ihr, ihr bringt nur Hass und Tod ins Land.“ Er steigerte sich in immer größere Wut hinein. „Ihr schändet unsere Frauen und erschlagt unsere Kinder und dann wollt ihr Brüder in Christus sein? Ihr rafft alles an euch und wollt alles beherrschen. Ihr seid eine größere Plage als Moses' Heuschrecken im Lande Ägypten. Ich verfluche den Tag, an dem ihr erschienen seid.“

Die letzten Worte schrie er mir ins Gesicht.

„Und warum hast du uns dann so lange gedient, *fil de putan?*“

Er spuckte verächtlich auf den Boden. „Ihr verfluchten Franken habt meine Familie in Antiochia auf dem Gewissen. Auge um Auge und Zahn um Zahn. So steht es geschrieben.“ Hasserfüllt starrte er mich an.

Meine Wut ließ sich nicht mehr im Zaum halten. Ich packte ihn am Bart und zerrte ihn einige Schritte schleifend über den Boden, bis er vor Schmerz schrie. Dabei schüttelte ich ihn wie einen jungen Hund.

„Lange Zeit hast du unser Gold genommen, du Hurensohn! Wer hat dir jetzt mehr gezahlt?“ Ich ließ ihn angewidert fallen und trat ihm hart in den Magen. Kyriacos krümmte sich und rang nach Luft. „Für diesen Tag wirst du büßen, Kyriacos.“

„Das ist mir gleich“, murmelte er und rollte erschöpft auf den Rücken. „Macht mit mir, was ihr wollt.“

„Schneidet dem Bastard die Kehle durch“, sagte Bertran.

Das erntete die Zustimmung der Männer, die uns dichtgedrängt umringten. Sie starrten voller Zorn auf den Griechen, und zwei zogen schon ihre Schwerter. Ich hob die Hand und gebot ihnen Einhalt.

„Ich bin dagegen, Herr“, sagte ich, wieder gefasst. „Wir müssen ihn nach Tripolis mitnehmen, seine Verbindungen aus ihm herauspressen und ihn dann als abschreckendes Beispiel hinrichten. In diesem Land dürfen wir keine Schwäche zeigen.“

Bertran überlegte und nickte dann. Ich glaube, es war ihm gleich, was mit Kyriacos geschah, und er war zufrieden, mir die Sache zu überlassen. Er wandte sich an die Männer, die uns umstanden.

„Genug gegafft. Ich will jetzt wissen, wie viele gefallen sind.“

Murrend traten sie zurück. Wir zählten durch. Fünf Reiter

der Vorhut waren tot, von ihnen hatte sich nur Guilhem retten können. Dazu zwei weitere, die beim Hinterhalt durch Pfeile gefallen waren. Man hatte sie gefunden und zurückgebracht. Und sechs Verwundete, die meisten gottlob nur leicht. Hamid zog einem Reiter einen Pfeil aus dem Arm und verband ihn. Ein anderer hatte sich beim Sturz vom Pferd das Bein gebrochen. Die Knechte schienten es, so gut es ging. Und natürlich hatten wir Pferde verloren, aber Ersatz gab es ausreichend.

Gefangene hatten wir nur wenige genommen. Nun führten sie drei gebundene Männer vor, die aufgrund ihrer Kleidung und Waffen wie Unterführer aussahen. Einer blutete heftig aus einer tiefen Gesichtswunde. Ihre Gesichter waren von der Sonne dunkel gegerbt und sie trugen gestutzte Bärte. Verdreckt und blutbespritzt wie wir, standen sie ungebeugt und starrten uns trotzig an. Die Türken waren stets tapfere und würdige Gegner. Ich gab Alexis ein Zeichen, den Verwundeten zu verbinden.

Bertran wollte sie gleich befragen, und Hamid erbot sich, zu übersetzen. Ich führte Ghalib zu den Packtieren mit den Wasserschläuchen, wo sich die meisten Männer gesammelt hatten, um ihren Durst zu stillen und auch die Pferde mit dem Rest des Wassers zu tränken. Wir sahen aus wie Wesen aus einem gespenstischen Albtraum. Mit dem letzten Wasser und einigen Fetzen Leinen reinigten wir zumindest Hände und Gesichter vom Blut der Erschlagenen. Ich machte die Runde und sprach hier und dort ein aufmunterndes Wort, denn sie alle hatten gut gekämpft.

Auch wenn wir heute wenige verloren hatten, so war es doch ein ständiger Aderlass in diesem Land. Eine Streife unserer

Kundschafter kam mit Verlusten zurück, eine andere verschwand spurlos. Es gab Überfälle auf Geleitzüge zur Versorgung. Boten kehrten nicht zurück. Oft fand man Soldaten mit durchschnittener Kehle in einer Gasse liegen.

Trotzdem konnte man nicht sagen, dass das Volk uns grundsätzlich hasste, denn nur ein Teil folgte dem Islam. Türken und Araber bildeten zwar die Oberschicht, und unter ihnen gab es viele Hitzköpfe, aber hier lebten auch Juden, Griechen und Armenier, Christen aller Schattierungen. Besonders die Armenier sahen uns als Befreier. Den meisten schien es jedoch gleichgültig zu sein, wer über sie herrschte, solange man sie in Ruhe ließ. Für uns Fremde war es jedoch nicht leicht, die Menschen danach einzuschätzen, woran sie glaubten und welchen Herren sie dienten. In diesem Land war auf wenig Verlass und Bündnisse änderten sich häufig. Wir Ritter aus dem Westen hatten noch viel zu lernen.

An einem stillen Ort in Waldnähe begruben wir unsere gefallenen Kameraden. Die Toten des Feindes ließen wir liegen, denn es war Zeit, aus der Gegend zu verschwinden. Die Männer beluden Maultiere und Gäule mit Beute. Ich stellte kleinere Trupps zur Sicherung zusammen, die uns voraus und als Nachhut reiten sollten. Die Packtiere nahmen wir in die Mitte, dann machten wir uns auf den Weg.

Kurz vor Sonnenuntergang stießen wir auf Roger und seinen Spähtrupp. Er berichtete, dass weit und breit kein Türke zu sehen sei. Sie hatten in der Nähe eine waldfreie Anhöhe gefunden, von der man weit ins Land blicken konnte. Kein Feind würde sich unbemerkt nähern können. Dort stellten wir Wachen auf und weiter unterhalb errichteten wir unsere Zelte. Ich schickte Knechte aus, um die Wasserschläuche an

einem nahe gelegenen Bach zu füllen.

Wir nahmen den Pferden die Sättel ab und ließen sie grasen. Alexis zerhackte Fleisch für meine Hunde. Aber ich fütterte sie wie immer selbst. Das hatte ich von dem Normannen gelernt, der sie mir überlassen hatte. Seine Pechsträhne beim Würfeln hatte mir die verdammten Hunde beschert. Sie hörten auf die unchristlichen Namen Thor und Odin. Ihr ehemaliger Besitzer hatte wohl noch an die alten Götter geglaubt. Doch da sie an diese Namen gewöhnt waren, beließ ich es dabei. Die Normannen setzten oft abgerichtete Kampfhunde ein, große Doggen wie meine. In der Schlacht stifteten sie beim Gegner Verwirrung, verletzten Mensch wie Pferd oder störten die Schildreihe des Gegners. Meine Doggen waren Rüden aus demselben Wurf und kaum zu unterscheiden, außer dass Thor eine lange Narbe über einem Auge hatte. Das Andenken an eine Speerspitze.

Die Knechte suchten trockenes Holz und entfachten ein Feuer, über dem der Rest unserer erbeuteten Hammel gebraten wurde. Dazu buken sie Fladenbrot und kochten, was wir an Gemüse noch übrig hatten, Bohnen, Kichererbsen, Zwiebeln, etwas Lauch. Während im Westen die Sonne unterging, stiegen verlockende Gerüche auf. Die meisten Reiter hatten sich ihrer Rüstungen entledigt und lagen in kleinen Gruppen bei den Zelten. Ein fast friedliches Bild, wären da nicht die blutverdrehten Kettenpanzer und vereinzelt Verbände gewesen.

Auch ich hatte mich meiner Panzerung entledigt, das dicke, gesteppte Lederwams gegen die Nachtkühle aber anbehalten, selbst wenn ich mir dies am liebsten auch vom Leib gerissen hätte, schon allein um meinem eigenen beißenden

Schweißgestank zu entfliehen. Es blieb nicht aus, dass sich Lederwams und Helmfüterung mit der Zeit so voll Körperdünstungen sogen, dass man schlimmer als ein Ziegenbock stank. Ein Bad in einem klaren Fluss wäre mir willkommen gewesen. Zum ersten Mal seit dem Überfall atmete ich tief durch. Doch Kyriacos ging mir nicht aus dem Kopf. Sein Verrat nagte an mir und die Tatsache, dass sein Plan fast aufgegangen wäre.